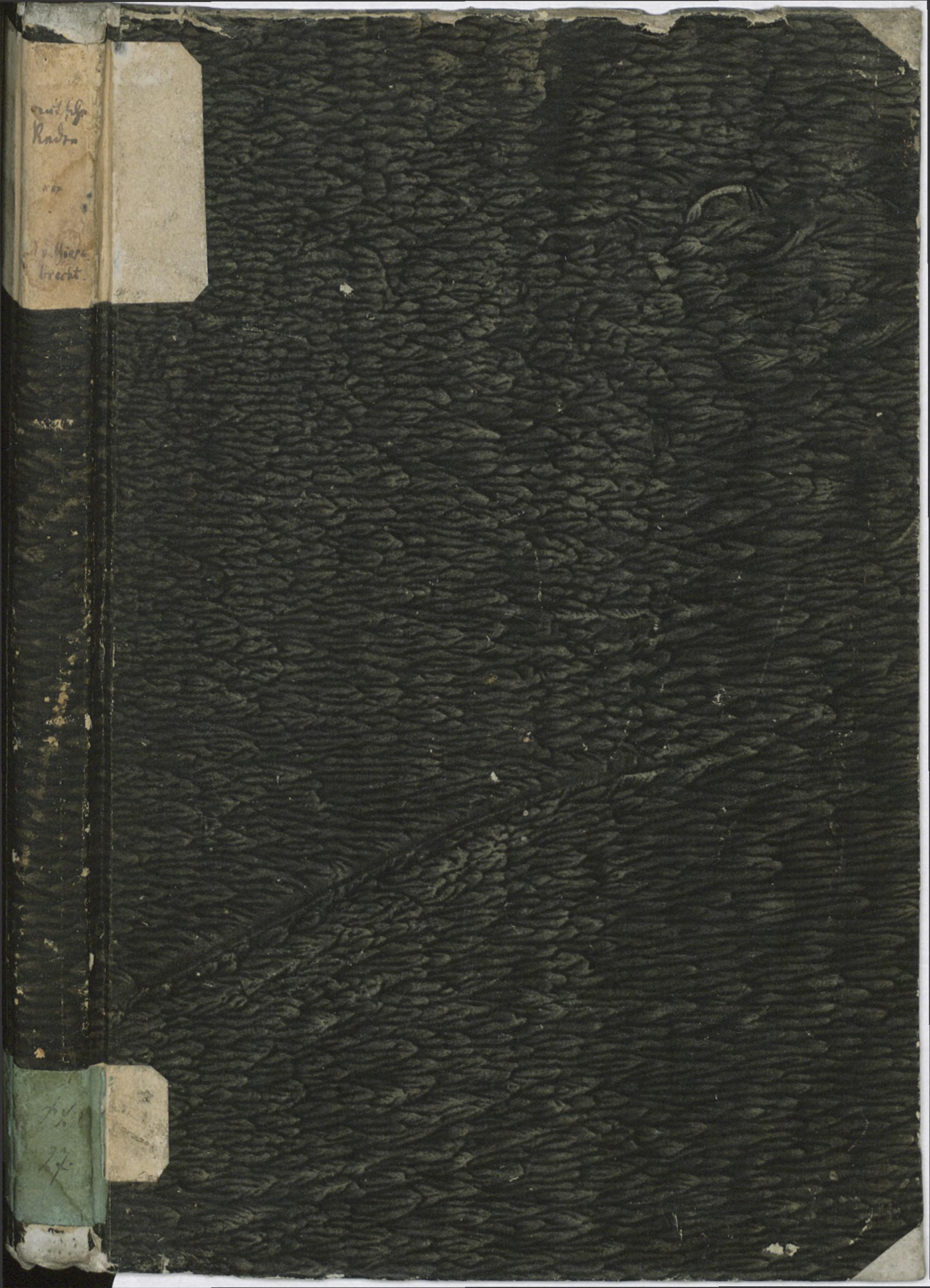
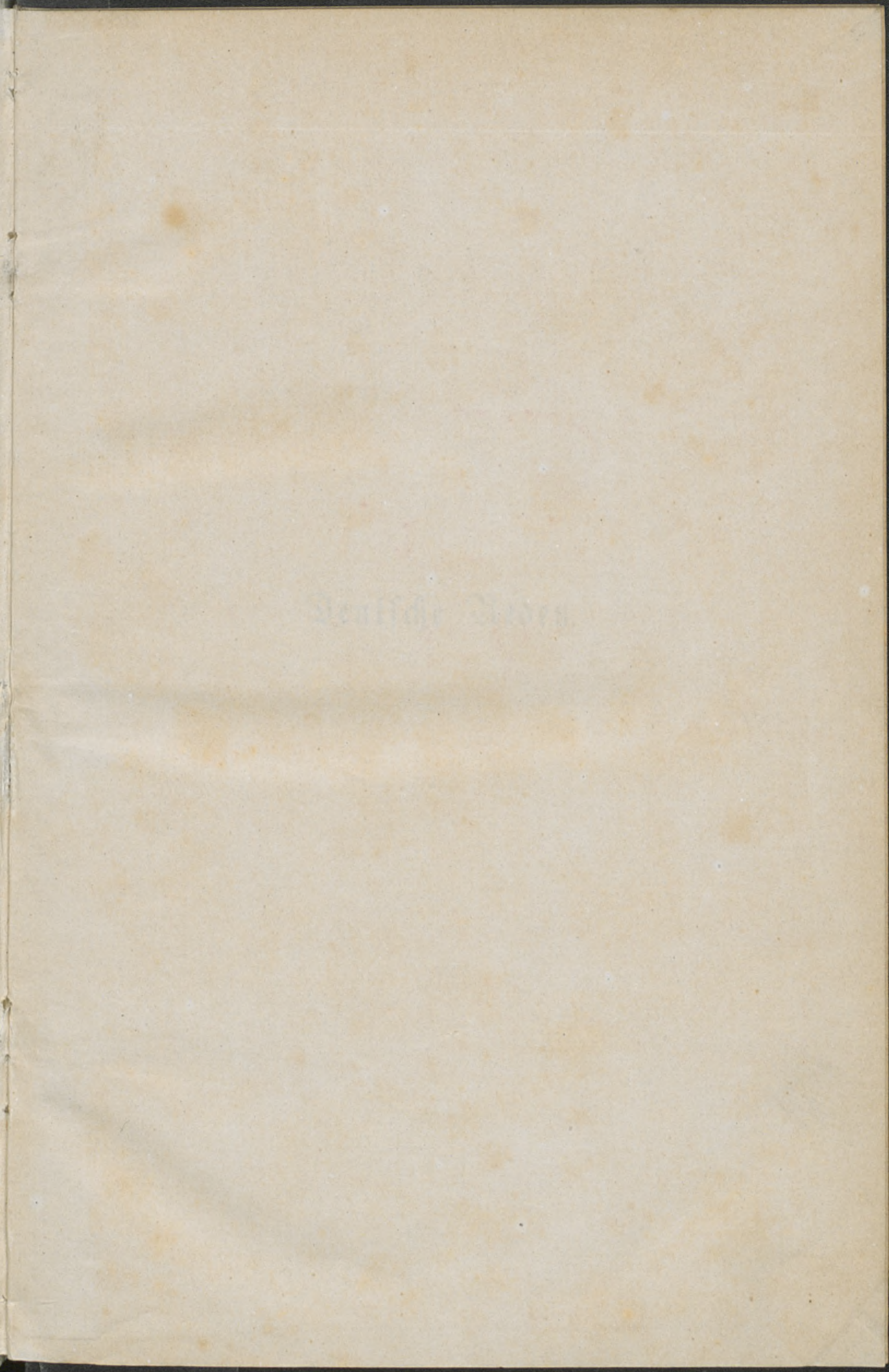
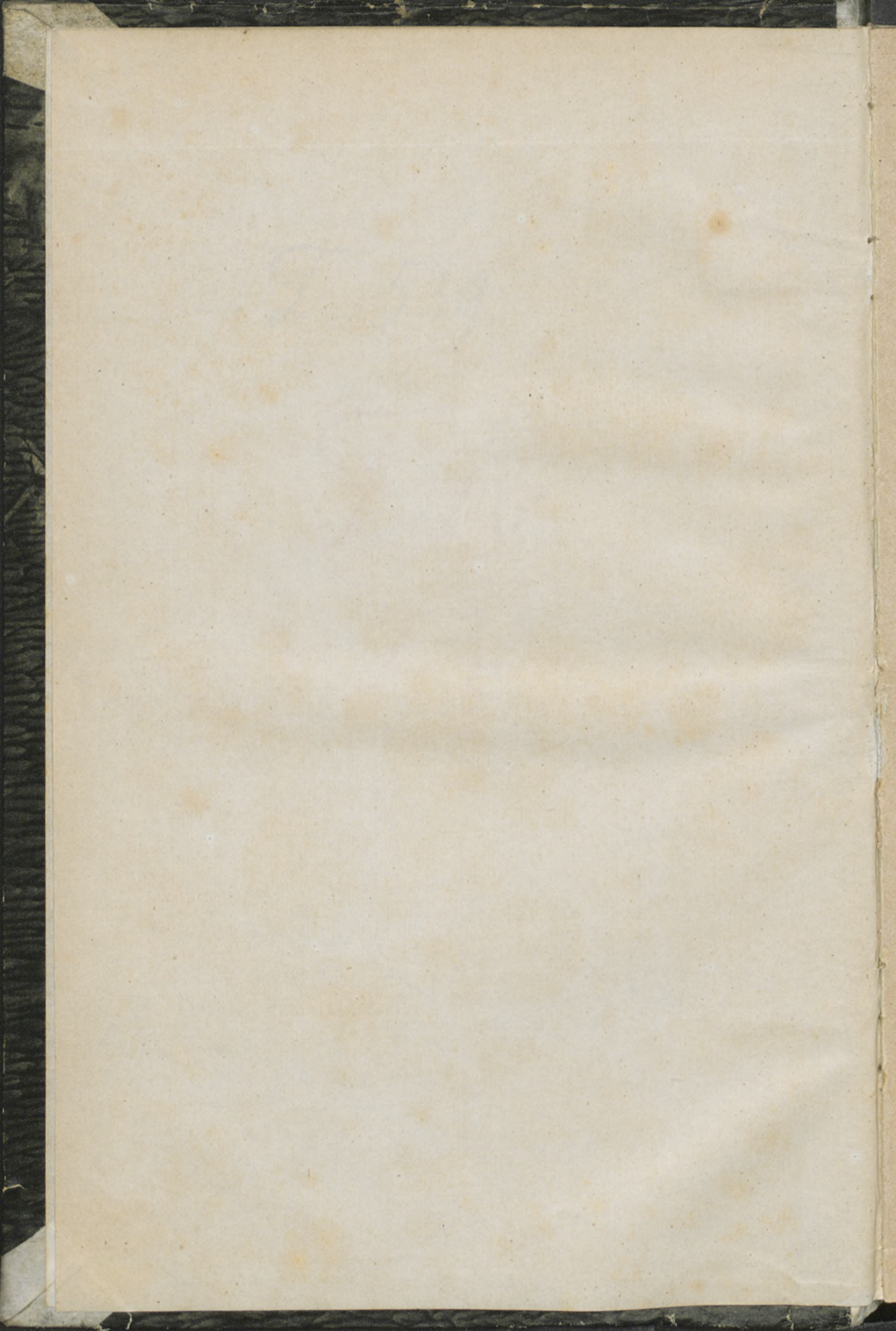


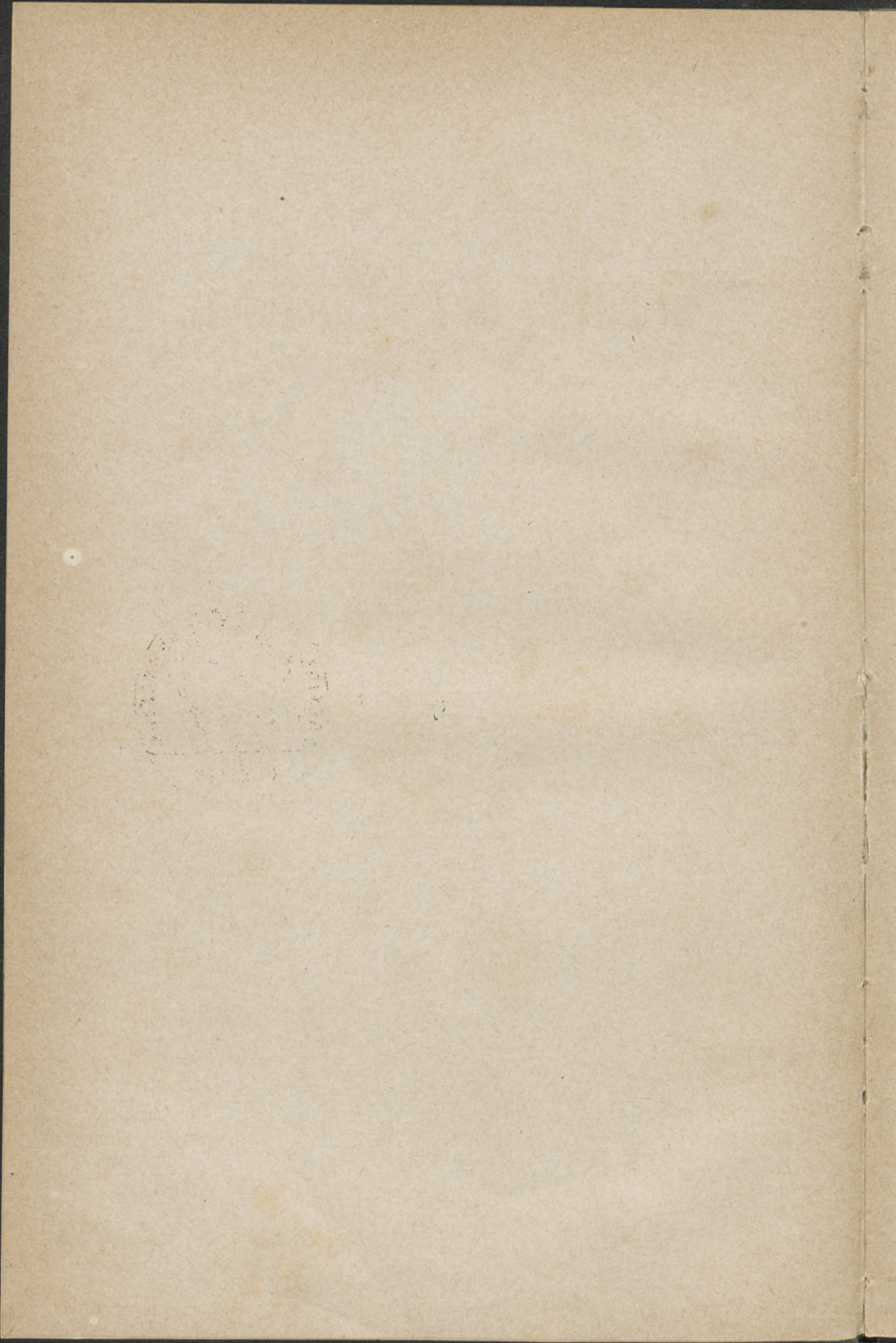
F. 539

F XV
27





Deutsche Reden.



Deutsche Reden

von

Wilhelm von Giesebrecht.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot
1871.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verlagshandlung.



Vorwort.

Die in dieser kleinen Sammlung enthaltenen Gelegenheitsreden waren sämmtlich bereits früher gedruckt, wenn auch zum Theil in einer Gestalt, in welcher die unmittelbare Veranlassung derselben weniger hervortrat. Die erste findet sich in v. Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. I), die zweite in den Neuen Preußischen Provinzialblättern (3. Folge Bd. III), die dritte in der von Pröhle herausgegebenen Zeitschrift: Unser Vaterland (Bd. I), die vierte in den Publicationen der bairischen Akademie der Wissenschaften, die fünfte endlich unter den Druckschriften der Münchener Universität, die nicht in den Buchhandel zu kommen pflegen.

Der Wunsch der Verleger, die in letzter Stelle aufgeführte, erst vor wenigen Wochen gehaltene Rede durch einen neuen Abdruck weiter zu verbreiten, bot den ersten Anstoß zu der Sammlung, die mit dieser Rede mehrere andere nahe verwandten Inhalts verbindet. Dem Verfasser war erwünscht, äußerlich vereinigt zu sehen, was aus denselben Gefühlen und Gedanken in ihm hervorgegangen war, und es ließ sich erwarten, daß auch den Lesern, welche seinen Arbeiten freundliche Theilnahme schenken, eine Verbindung so weit zerstreuter und doch innerlich zusammengehöriger Stücke nicht unwillkommen sein würde.

Die Reden sind in chronologischer Folge und von einigen stilistischen Aenderungen abgesehen genau so wiedergegeben*), wie sie zur Zeit gehalten wurden. Da sie recht eigentlich Gelegenheits-

*) Nur in dem vierten Stück ist eine längere Stelle, welche nach der Veröffentlichung der Annales Altahenses kein Interesse mehr bot, ausgelassen worden.

reden sind, schien es nicht rathsam, alles der besonderen Veranlassung Angehörige bei Seite zu lassen; es wären dann nur Skizzen historischer Arbeiten übrig geblieben, welche auf eine weitere Ausführung verwiesen, als die dem Redner kurz bemessene Zeit erlaubte. Wenn diese Vorträge überhaupt ein Interesse gewähren, so dürfte es vielleicht gerade darin beruhen, wie der allgemeine Inhalt derselben aus der jeweiligen Situation des Verfassers hervorgewachsen ist.

Weshalb die Reden als deutsche bezeichnet sind, bedarf kaum der Erklärung. Von Jugend auf beseelt den Verfasser die Ueberzeugung, daß die deutsche Nation nur in festerem Zusammenschluß die verlorene und ihr in jedem Betracht gebührende Weltstellung wiedergewinnen könne. Seit Jahrzehnten hat er in Wort und Schrift dieser Ueberzeugung unverdrossen Ausdruck gegeben; für sie ist er in jedem Wirkungskreis, der sich ihm erschloß, eingetreten; aus ihr ist sein umfassendes Werk über die Geschichte der deutschen Kaiserzeit hervorgegangen; aus ihr auch diese Reden, welche durch den nationalen Gedanken verbunden sind und in ihm ein Ganzes bilden.

Es sind Reden aus der Zeit des großen Interregnums, aus welchem wir eben heraustraten; denn was man vordem als solches zu bezeichnen pflegte, kann nicht mehr dafür gelten. Der Verfasser ist, wie die meisten Deutschen unserer Zeit, in dieses mehr als sechszigjährige Interregnum hineingeboren und hat bei weiten den größten Theil desselben mitdurchlebt: davon zeugen die folgenden Blätter auf jeder Seite, aber sie geben zugleich auch von seiner Sehnsucht nach dem neuen Reiche, von seinen Hoffnungen und Wünschen für dasselbe Kunde. Es ist ihm bei einer wissenschaftlichen Arbeit, welche auf einer Reihe von Combinationen beruhte, durch eine spätere Entdeckung ermöglicht worden, genau festzustellen, wo er das Richtige vorhergesehen und wo er gefehlt habe. Wie weit die Wirklichkeit seine in diesen Interregnumsreden ausgesprochenen patriotischen Vorahnungen erfüllt habe, ist nach Herstellung des Reiches leicht zu beurtheilen.

Wir sprechen von einer Herstellung des Reiches, aber in

Wahrheit hat der neue deutsche Staat mit dem alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation wenig, nicht einmal den Namen gemein. Das alte Kaiserreich wurzelte eben so tief in den Vorstellungen und Zuständen des Mittelalters, wie das neue in den Verhältnissen der Gegenwart. Jenes hat eine ruhmvolle Vergangenheit gehabt; möge diesem eine nicht minder rühmliche Zukunft beschieden sein! Wie hoch man aber auch die Verdienste des alten Reiches anschlagen mag — und der Verfasser ist am wenigsten sie zu unterschätzen geneigt — unleugbar ist doch, daß es schließlich die deutsche Nation nicht vor Zersplitterung bewahrt und das deutsche Gebiet nicht unverletzt erhalten hat. Und gerade dies sind die ersten und wichtigsten Aufgaben des neuen Reiches. Mit ihrer Lösung hat es Bestand gewonnen; sobald es ihnen nicht mehr gewachsen sein sollte, wäre sein Untergang entschieden, und es handelte sich nur noch um Tag und Stunde des Endes.

Das neue Reich, obwohl im Kampfe geboren, kündigt eine neue Friedensaera an, und man sieht darin wohl einen Gegensatz gegen das alte Reich, welches in Waffenthaten und Eroberungen sein Wesen gesetzt habe. Aber auch das Reich Karls des Großen und der Ottonen wollte den Frieden, den Frieden der ganzen Christenheit, und meinte nur zum Schutz desselben das Schwert zücken zu müssen. Das neue Reich hat freilich allein die Ruhe und Sicherheit der deutschen Nation zu behüten, und Gott gebe, daß ihm dies stets ohne Eisen und Blut möglich sei! Wer nicht an eine plötzliche Umwandlung der Menschheit glaubt, wird schwer die Zweifel bannen, ob eine Macht von so ungeheurem Gewicht, welche mit Nothwendigkeit auf alle Weltverhältnisse einwirken muß, großen Kämpfen auf die Dauer ausweichen kann. Wenn aber das neue Reich die Hoffnungen der Nation erfüllt, läßt sich mindestens soviel mit Sicherheit erwarten, daß Deutschland aufhören wird das Schlachtfeld Europas zu sein, und damit wäre unendlich viel nicht allein für unsere Sicherheit, sondern auch für die friedlichere Entwickelung des ganzen Abendlandes gewonnen.

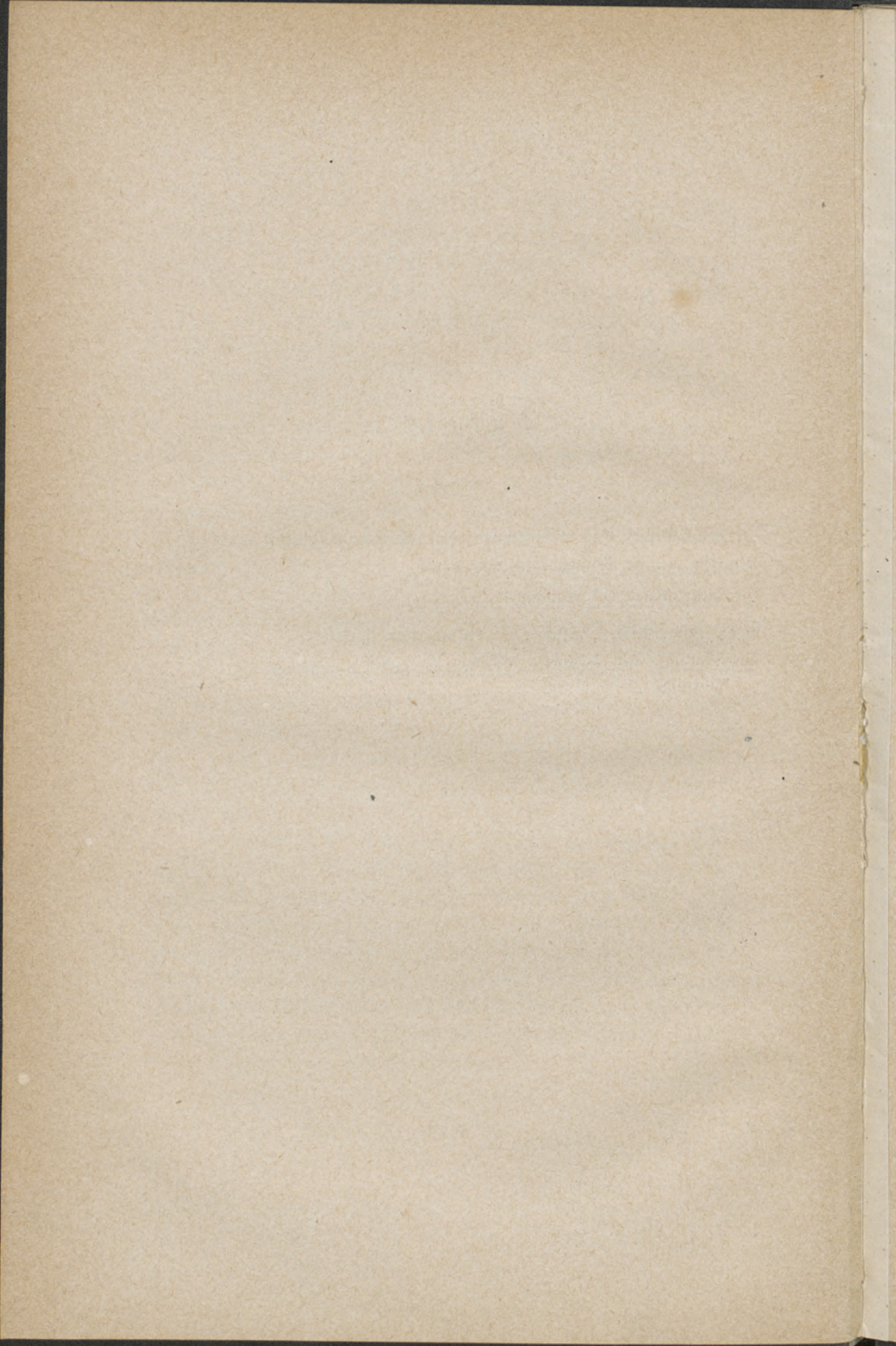
Das Gedeihen des neuen Reiches beruht zum großen Theil darauf, daß sich alle deutschen Stämme geistig näher rücken, daß sich namentlich in der gesammten Nation die Ueberzeugung befestigt, wie der deutscht Norden und Süden durchaus zu einander gehören, erst mit einander ein Ganzes bilden. Mit wachsender Verständigung zwischen beiden Theilen wird unser nationales Leben sich nach allen Seiten auf das Herrlichste entfalten; je mehr jene fehlt, desto mehr werden die besten Triebe der Nation verkümmern. Man muß längere Zeit im Norden und Süden unseres Vaterlandes gelebt haben, um ganz zu wissen, wie viele unbegründete Vorurtheile hüben und drüben noch immer das gegenseitige Verständniß hindern, und wie schwer es ist, diesen Vorurtheilen, die sich oft sogar mit patriotischen Regungen verschlingen, entgegenzutreten. Abschätzige und hochmüthige Reden, aus tiefgewurzelten Antipathien entspringend, geben der Abneigung und den Mißverständnissen nur zu oft neue Nahrung. Es ist von beiden Seiten in dieser Beziehung wohl gleich viel gefehlt worden, und jedenfalls auf jeder Seite viel zu viel. Jeder wahrhaft deutschgesinnte Mann muß hocherfreut sein, daß in den letzten großen Ereignissen die Stämme des Nordens und Südens sich gegenseitig besser haben würdigen lernen, aber Niemand wird sich verbergen, daß eine gerechte Schätzung doch erst begonnen hat.

Hoffentlich ist die Zeit nahe, wo man mit Vorliebe Alles ergreift, was uns Deutsche als Brüder einigt und auf unsere Gemeinsamkeit hinweist, wo man die Verständigung ebenso eifrig sucht, wie man ihr lange fast geflissentlich auszuweichen bestrebt war. Wie der Verfasser seit Jahren im Norden und Süden das unserer Nation Gemeinsame zu erfassen bemüht war, zeigen diese Reden. Möchten Worte, die aus der Liebe zum gesammten deutschen Volke entsprungen sind, überall in demselben, wohin sie dringen, verwandten Gefühlen begegnen!

München, 10. Februar 1871.

W. v. Giesebrecht.

Inhalt.



Die Entwickelung

der

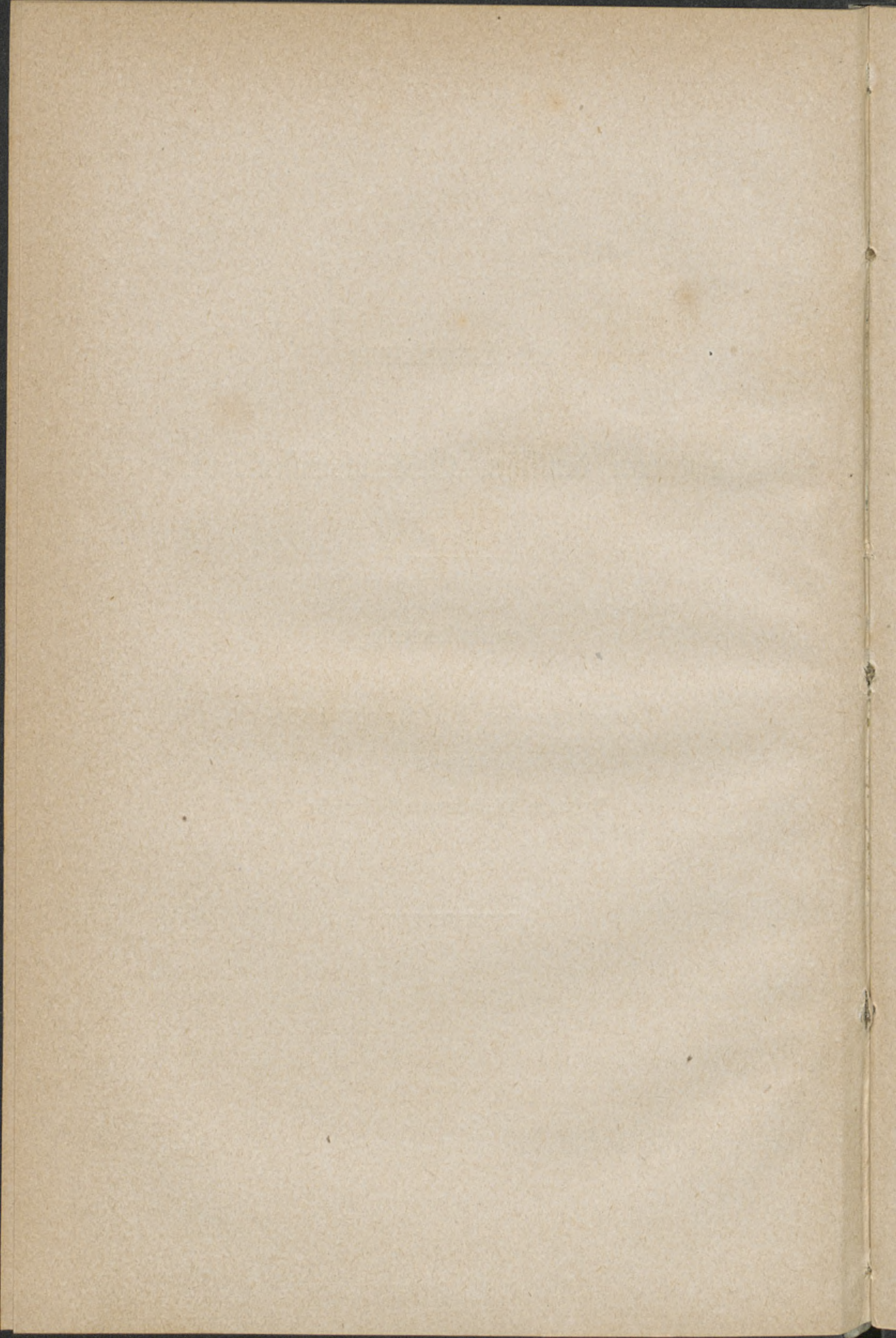
modernen deutschen Geschichtswissenschaft.

Habilitationsrede

gehalten am 19. April 1858

in der

Aula der Königsberger Universität.



Indem ich, hochverehrte Anwesende, heute öffentlich nach dem Herkommen dieser Hochschule das mir übertragene Lehramt der Geschichte antrete, bin ich nicht gewillt auf einen dieser Veranlassung fern liegenden Gegenstand die Aufmerksamkeit zu lenken, sondern über ein Thema zu sprechen, welches mir die Gelegenheit selbst gleichsam an die Hand giebt. Ich beabsichtige von der Entwickelung zu reden, welche die Geschichtswissenschaft in den letzten Zeiten bei uns Deutschen gewonnen hat.

Sind auch die Universitäten nicht mehr ausschließlich die Paläſtren der wissenschaftlichen Kämpfe, nicht mehr die einzigen Ausgangspunkte höherer geistiger Bildung, wie vor Zeiten, so müssen sie doch auch jetzt noch in der wissenschaftlichen Bewegung der Gegenwart mitten inne stehen. Wo immer das Universitätsleben eine tiefere Bedeutung gewann und nachhaltiger auf die allgemeinen Zustände wirkte, ist es nur eine Folge davon gewesen, daß Lehrer und Lernende frisch in die geistigen Strömungen der Zeit eintraten; wo ein Universitätslehrer einen bedeutenden Einfluß übte, ist es nur dadurch geschehen, daß er entschieden seine Stellung in der augenblicklichen Bewegung der Wissenschaft nahm und sich selbst als Vertreter bestimmter Principien hinstellte.

Es ist ein sehr bedenklicher Ruhm für eine Universität, sich von den geistigen Kämpfen der Gegenwart fern gehalten, den neu-auftauchenden Richtungen der Wissenschaft nur einen passiven Widerstand entgegengesetzt zu haben; ein fruchtbares Universitäts-studium scheint mir wenigstens nur im engsten Anschlusse und in stetem Zusammenhange mit der allgemeinen wissenschaftlichen Be-wegung der Zeit möglich zu sein.

So wird es für einen eintretenden Lehrer auch nicht unan-gemessen erscheinen, wenn er seine Ansicht über die letzten Ent-wickelungsphasen und den durch sie bedingten augenblicklichen Stand seiner Wissenschaft darzulegen sucht; wird doch durch diese Ansicht seine ganze Wirksamkeit in dem neuen Amte bedingt sein, nach ihr wesentlich beurtheilt werden müssen. Wenn diese Darlegung sich nur im Allgemeinen halten wird, so nöthigt mich dazu einerseits die Fülle des Stoffs und die Besorgniß Ihre Geduld zu ermüden; wie ich andererseits glaube mich auch deshalb kürzer fassen zu können, weil ich bereits vielfach Gelegenheit gefunden habe im Einzelnen zu zeigen, wie ich die Erscheinungen des Tages auf dem Gebiet der historischen Wissen-schaften ansehe, worin ich jetzt die Aufgabe des Geschichtsstudiums auf der Universität erkenne und welchem Ziele ich in meinem Lehramte zustrebe.

Man hört nicht selten die Behauptung, daß wir Deutsche erst neuerdings eine historische Literatur gewonnen haben, welche sich der der Engländer und Franzosen ebenbürtig an die Seite stellen könne. Und es ist auch nicht wohl zu leugnen, daß wir nicht so lange Geschichtsschreiber besitzen, welche in glänzender Kunst der Darstellung mit den Franzosen wetteifern, daß wir wir noch kaum historische Werke aufzuweisen haben, welche, gleich

denen der Engländer von dem frischen Hauche eines nationalen Staatslebens durchweht, die politische Gesinnung kräftigen und heben. Aber nichtsdestoweniger liegt doch eine äußerst mannigfaltige und reiche historische Literatur hinter uns, und eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte datirt in gewissem Sinne bei uns bereits von den Zeiten der Reformation.

Die Entwickelung unserer Geschichtswissenschaft ist dann nicht immer eine stätige gewesen, aber seit mehr als einem Jahrhundert zeigt sich doch unfraglich auf diesem Gebiete ein ununterbrochener Fortschritt. Eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Mascov, J. Möser und Schlözer bis auf unsere Tage würde eins der rühmlichsten Denkmale sein, welches dem deutschen Geiste gesetzt werden könnte. Auch nur ein Conspect einer solchen Geschichte deutscher Geschichtswissenschaft würde hier nicht am Platze sein; nur einige Hindeutungen auf den Zustand der historischen Studien im vorigen Jahrhundert seien mir vergönnt.

Die Geschichtswissenschaft ist bei uns aus Hülfsdisciplinen der Theologie, Jurisprudenz und der Humaniora erwachsen; aus Collectaneen zur Kirchengeschichte und zu antiquarischen Studien, wie aus den staatswissenschaftlichen Deductionen der Rechtslehrer sind die ersten historischen Werke hervorgegangen, denen man einen gelehrten und, wenn man will, wissenschaftlichen Character zuschreiben kann. Die Geschichte blieb so lange unfrei und im Dienste anderer Wissenschaften, denen sie das unentbehrliche Material so bequem wie möglich zurecht legen mußte. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts tragen fast alle historischen Werke die deutlichen Spuren dieser Gebundenheit durch außerhalb der Geschichtswissenschaft liegende Rücksichten. Es genügt zum Beispiel auf die Handbücher der Göttinger Pro-

fessoren, wie sie vor etwa hundert Jahren in den Buchhandel zu kommen anfingen, hier zu verweisen. Diese Bücher mit ihrem verständigen und leicht verständlichen Schematismus, ihren scharf begrenzten Paragraphen, ihren exacten Citaten und bequemen Excerpten sind lange für mustergültig gehalten worden und waren auch ohne Frage ungemein verdienstlich. Man wird sie noch heute nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen. Aber das läßt sich doch nicht leugnen, die Geschichte erscheint in ihnen fast nur als ein zufälliges Aggregat einzelner Handlungen und Begebenheiten, die lediglich durch einen oft ziemlich oberflächlichen Pragmatismus zusammengehalten werden. Es sind äußerliche, meist practische Gesichtspunkte, nach denen die Ereignisse, wie die Kenntniß von diesen Ereignissen beurtheilt werden. Von Ideen wird wohl gesprochen, aber es sind gemeinhin nur recht nüchterne Reflectionen, welche man als Ideen bezeichnet. Von einer lebendigen Vergegenwärtigung der Vergangenheit, von Kunst der Darstellung ist kaum die Rede. Diese historischen Bücher und alle ihnen verwandten sind wenig mehr als Vorrathskammern der verschiedenartigsten Kenntnisse und Erfahrungen, die für Schule und Kanzel, für die Geschäftsstube und den geselligen Verkehr brauchbar und wünschenswerth waren; der Geschichtsschreiber erscheint fast nur als der gleichgültige und frostige Wart dieser aufgespeicherten Schätze.

Aber trotz vieler und wesentlicher Mängel dieser gelehrten Historiographie, welche ihren Sitz vor Allem auf den Universitäten hatte und einen gewissen Zunftzwang übte, hatte sie doch auch große und schöne Vorzüge, die ihr gerechte Anerkennung selbst außerhalb Deutschlands erwarben. Vor Allem zeichnete sie ein unermüdlicher Fleiß im Ansammeln des Materials, der Ernst und die Gründlichkeit der Forschung aus, wie Wahr-

heitsgefühl, Unparteilichkeit der Gesinnung. Um der deutschen Wissenschaft damaliger Zeit gerecht zu werden, vergleiche man nur einmal die Werke unserer gelehrten Forscher in Bezug auf die Solidität der Arbeit und die Unbefangenheit des Urtheils mit dem Besten, was die gelehrte Literatur gleichzeitig in Frankreich hervorbrachte. Wer die Geschichte der Völkerwanderung studirt, dem sind Mascovs Arbeiten noch heute unentbehrlich, während das damals viel bewunderte Buch des Abbé Dubos fast verschollen ist; und selbst Montesquieus geistreiche Aperçus, so wichtig sie für die Entwickelung der politischen Anschauungen waren, kaum noch für die gelehrte Forschung irgend welches Interesse haben. Niemand wird an schriftstellerischer Kunst Schlözer einem Voltaire zur Seite stellen, aber an Gründlichkeit der Forschung und Wahrheitsgefühl ist der Göttinger Professor dem Schöngeist von Ferney weit überlegen.

Mit diesen Vorzügen der deutschen Historiographie hing es zum Theil zusammen, wenn sie sich nicht auf die eigene Geschichte beschränkte, sondern auch die der anderen Völker in ihren Bereich zog und mit großer Beharrlichkeit schon damals die Richtung auf die Universalhistorie verfolgte. Wir Deutsche haben einmal diesen universellen Zug, und der Sammelfleiß unserer Gelehrten zeigte sich bereits in jener Zeit überall geschäftig, wo nur geschichtliches Material zusammenzuschaffen war. Andere Völker sind dadurch unserer Wissenschaft manchen Dank schuldig geworden und wohl auch schuldig geblieben. Vielleicht aber noch größere Anerkennung, als dieser Fleiß, verdient das Gerechtigkeitsgefühl und der unbefangene Sinn, mit dem man die Verhältnisse anderer Völker betrachtete. Man schien fast aus Gerechtigkeit gegen andere Volksthümlichkeiten ungerecht gegen das eigene Volk und seine Geschichte zu werden. Sehr

verdienstliche Leistungen jener Zeit liegen auf dem Gebiet der deutschen Provincialgeschichte, aber an eine Geschichte des deutschen Volkes wurde nach Mascov nicht weiter gedacht. Die Reichsgeschichte mußte allerdings für practische Zwecke von den Juristen bearbeitet werden, doch wie das heilige römische Reich deutscher Nation selbst wurde auch sie immer ärmer und knapper Pütters Grundriß war das beliebteste Noth- und Hilfsbuch für alle, die deutsche Reichsgeschichte treiben mußten; es hat — in jener Zeit eine Seltenheit — sieben Auflagen erlebt. Auch sein anderes Handbuch, die historische Entwickelung der Verfassung des deutschen Reiches, wurde viel benutzt. Was aber daraus wurde, wenn man sich einmal an eine umfänglichere Arbeit wagte, zeigt Häberlins Umständliche Reichshistorie; umständlich ohne Frage, aber zugleich ungeheuerlich in jeder Beziehung des Worts. Es ist Niemandem jetzt anzurathen sich an die Lectüre dieses Werkes zu wagen, so wenig man es als Materialiensammlung entbehren kann. Die besten Früchte der Wissenschaft reiften auf ganz anderen Gebieten. An der Geschichte der Russen, Osmanen und Mongolen zeigte Schlözer zuerst die Grundsätze einer strengeren Kritik und methodischer Forschung.

Als in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Aesthetik und Philosophie unsere Literatur und unser geistiges Leben zu beherrschen anfingen, konnte begreiflicher Weise jene gelehrte Geschichtsschreibung den Forderungen der gebildeten Welt nicht auf die Dauer genügen. Man verlangte nun mehr nach anziehender Darstellung, als nach gelehrter Forschung; man beanspruchte Schriften, welche in Vollendung der Form den klassischen Geschichtswerken des Alterthums und den besten Erzeugnissen der historischen Literatur in Italien, Frankreich und England an die Seite zu setzen seien. Zugleich wollten die Philosophen die

Anschauungen, in welchen sie lebten und welche sie nach allen Seiten verbreiteten, auch auf die Geschichtswissenschaft übertragen; sie suchten Alles zu generalisiren, drangen ihre allgemeinen Constructionen der Historie auf; in ihr System sollte die unendliche Fülle des historischen Stoffs gezwängt werden und nach dem Maßstab ihrer Moral sich jede bedeutende Persönlichkeit messen lassen. Auch in der Behandlung der Geschichte fing man an, wie Joh. von Müller sagt, sich in die allgemeinen Ideen zu verlieben

Damals wurde zuerst nach Mascov — d. h. nach einem halben Jahrhundert — eine Geschichte der Deutschen wieder in Angriff genommen; ich meine das bekannte Werk von Michael Ignaz Schmidt, welches in den Bibliotheken unserer Väter selten fehlte. Schmidts frühere Schriften sind philosophischen Inhalts; eine Geschichte des Selbstgefühls hat er geschrieben, ehe er die Geschichte der Deutschen bearbeitete. Dieses Werk ist nun freilich keine Anleitung mehr zur Praxis beim Reichskammergericht oder beim permanenten Reichstage, sondern sieht vielmehr in den bildungsfähigen Bürgern der Nation sein Publicum. Die Darstellung ist lehrhaft, aber doch in einem ganz anderen Sinne, als die Göttinger Compendien. Die Culturgeschichte tritt in den Vordergrund, und eine wesentliche Rücksicht ist zu zeigen, wie man in Staatseinrichtungen, Künsten und Wissenschaften allmählich vorgeschritten, wie man endlich zur gepriesenen Aufklärung gekommen sei. Der aufgeklärte Katholicismus und liberale Absolutismus der josephinischen Zeit bilden die Grundanschauungen des Verfassers. Joseph selbst schätzte das Werk und seinen Verfasser; der Geschichtsschreiber der Deutschen wurde kaiserlicher Hofrath, Mitglied des Censurcollegiums und Lehrer des Thronfolgers, des späteren Kaisers Franz. Schmidt war ein wohlmeinender Mann, von klarem Verstande und lebhaftem Gefühl;

aber Niemand wird ihm ein hervorleuchtendes Talent oder ungewöhnliche Geisteskraft beimessen.

Es gab andere Männer, welche in derselben Zeitströmung stehend in ähnlicher Weise, aber doch mit ganz anderer Energie des Geistes auf das Studium der Geschichte umgestaltend zu wirken bedacht waren. Es ist bekannt, wie Lessing und Kant einen einheitlichen Gedanken in der historischen Entwickelung nachzuweisen strebten. Sie gaben Anregungen; Anregungen und weitere Ausführungen Herder, dessen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit Epoche in unserer Geschichtswissenschaft machen. Einen historischen Kunststil suchte Schiller zu schaffen. Hierin begegnete er sich mit Johannes von Müller, der zugleich durch ein gründlicheres, gelehrtes Studium die Historiographie seiner Zeitauch zu vertiefen wußte. Alle Richtungen derselben concentrirten sich gleichsam in seinem überaus versatilen Geiste, ohne sich freilich harmonisch zu durchdringen; darin liegt Müllers Bedeutung und seine Schwäche.

Der Einfluß dieser großen Geister auf den Entwickelungsgang unserer historischen Wissenschaft ist nicht leicht hoch genug anzuschlagen. Sie haben vor Allem eine tiefere Auffassung der Universalgeschichte bei uns angebahnt und nach vielen Seiten des Studiums die fruchtbarsten Keime gelegt. Sie haben unserer Geschichtsschreibung Frische, Wärme und Kraft gegeben, das dürre Material mit Ideen durchgeistigt. Man dankte es ihnen, wenn die Geschichte nicht mehr allein im Katheederton lehrte, wenn sie aus den Studierstuben unter das Volk trat, wenn sie fortan einen höheren Anspruch machen konnte, als im Gefolge anderer Wissenschaften einherzuschleichen. Die Historie wurde von dem Universitätszwang gelöst; sie entwickelte sich freier in der Literatur des Tages und den nach Bedürfnissen der Zeitgenossen.

Aber es war allerdings Gefahr, daß diese Befreiung unsere Geschichtswissenschaft in eine andere Abhängigkeit versetzte, in die Abhängigkeit von jenen Philosophen und Poeten, welche die Literatur beherrschten, und daß sie auf diesem Wege die edelsten Vorzüge einbüßen würde, welche sie bis dahin vor den verwandten Bestrebungen anderer Völker ausgezeichnet hatten. Es ist bekannt, wie sich schon Schiller glaubte strengerer Forschungen überheben zu dürfen, um seine Geschichtswerke zu schaffen. Wie gefährlich mußte das Beispiel eines solchen Mannes wirken! Und in der That sah man bald eine ziemlich leichtfertige Historiographie an vielen Orten im Schwange, in welcher lediglich die currenten Tagesideen auf ein schnell beschafftes Material angewendet wurden. Es ist mindestens in Königsberg unvergessen, daß selbst ein Kotzebue um den Preis der deutschen Geschichtsschreibung zu buhlen wagte.

Die moderne deutsche Geschichtswissenschaft, in deren Entwickelung wir jetzt stehen und bei der mir nun etwas länger zu verweilen erlaubt sei, hat sich in der That mehr im Gegensatze gegen jene philosophisch-ästhetische Richtung als im Anschlusse an dieselbe durchgebildet; sie nahm recht eigentlich die gelehrte Historik der früheren Zeit wieder auf, aber doch mit ganz anderer Energie, mit einem ungleich größeren Reichthum von Ideen und Anschauungen und vor Allem in dem Gefühl voller Freiheit und Selbständigkeit. Und fragt man, woher ihr der Impuls kam das Werk der Vergangenheit in einem ganz neuen Geiste fortzuführen, so ist vor Allem auf die großen Weltereignisse hinzuweisen, welche an der Scheide des vorigen und unseres Jahrhunderts alle Völker nach langem Schlafe durchrüttelten und vor

Allem uns Deutsche einmal recht kräftig daran erinnerten, daß wir ein Volk, ein großes Volk seien, was wir fast vergessen hatten.

Unerhörten Begebnissen gegenüber, einer Geschichte ohne Gleichen, mußte auch das Studium der Geschichte eine ganz andere Bedeutung gewinnen. Und indem selbst dem blödesten Auge sichtbar wurde, wie die Macht des Einzelnen — ob sie auch einzig in ihrer Art und unerhört scheine — wie ein Halm zusammenknicke vor Nationen, die sich zu dem Gefühle ihrer Selbständigkeit erheben und mit leidenschaftlicher Begeisterung die Sache des Vaterlandes und ihrer angestammten Fürsten ergreifen, mußte der nationale Gedanke mit innerer Nothwendigkeit in den Vordergrund jeder historischen Betrachtung treten; ein Gedanke, den die kosmopolitische Tendenz der philosophischen Geschichtsschreibung zurückgedrängt hatte.

Die nationale Erhebung jener Zeit war der Born, aus dem unsere Geschichtswissenschaft neues Leben schöpfte; der nationale Gedanke wurde fortan die treibende Kraft derselben, und der Glaube an die unerschöpfte Lebensfülle der Nation und an das Vaterland giebt ihr immer von Neuem Muth und Frische. Das größte und folgenreichste Unternehmen für unser modernes Geschichtsstudium ist in diesem Sinne begonnen und fortgeführt. Wer sich nun in das Studium der Geschichte vertieft, der hat es nicht mehr so sehr mit einer abgestorbenen Vergangenheit, mit den vorübergehenden Wirkungen vorübergehender Ereignisse, mit den Tugenden und Fehlern längst dahingeschiedener Personen zu thun, als das Leben großer Nationen, in denen die Gedanken Gottes sich gleichsam verkörpern, in seinem Ursprung und Wachsthum zu verfolgen und zu begreifen. Da schlägt sich von selbst die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart; das Gestern

gewinnt Bedeutung durch das Heute, der heutige Tag durch entschwundene Zeiten; da erst lebt der Historiker nicht mehr im Tode, sondern im Leben, aber in einem reicheren und bleibenderen als das schnell verrauschende Leben des Tages. Wird die Geschichte vom nationalen Gesichtspunkt erfaßt, so erhält Gewicht, was früher kaum beachtet wurde, und in den Mittelpunkt der Betrachtung treten Momente, die man bisher als gleichgültig ansah. Wer könnte da sich noch auf die Darstellung der großen Hof-, Staats- und Kriegsactionen beschränken? Wer könnte da noch die Culturgeschichte — ein so vieldeutiger und vielmißdeuteter Name — als eine Olla podrida von tausend Wunderlichkeiten oder als eine trockene Aufzählung neuer Erfindungen und Moden betrachten? Wer das Leben der Nationen ergründen will, muß den inneren Zusammenhang ihres Staats- und Kirchenlebens erfassen, muß ihre Sitte und ihr Recht, ihre Sprache und Literatur, wie sie innerlichst aus dem Wesen der Nationen erwachsen, zu begreifen suchen, sich in die ganze Denk- und Anschauungsweise der Völker im Laufe der Zeiten hineinleben.

Indem die deutsche Geschichtswissenschaft von dem nationalen Gedanken mit unwiderstehlicher Macht erfaßt wurde, war wohl nichts natürlicher, als daß sich der Mangel einer Geschichte der eigenen Nation vor Allem fühlbar machte. Und in der That warf man sich sofort, wie ich alsbald weiter ausführen werde, mit dem ganzen Ernst deutscher Natur auf das Studium der vaterländischen Geschichte. Aber die universellen Gesichtspunkte, welche die Wissenschaft so früh ergriffen hatte, gab sie deshalb nicht auf. Und wie hätte sie es auch thun können? Wie das Leben des einzelnen Menschen erst in seinem Verhältniß zu anderen Individualitäten begriffen werden kann, so läßt sich auch das Leben jeder Nation nur verstehen aus ihren Beziehungen

zu anderen Völkern. Je tiefer man in die Geschichte des eigenen Volks eindringt, desto zahlreichere Fäden zeigen sich, welche aus ihr in das Gesammtleben der Menschheit, in die Geschichte aller Völker und aller Zeiten hinüberleiten. Der nationale Gesichtspunkt ist so wenig einer universellen Geschichtsanschauung hinderlich, daß sich vielmehr erst aus ihm meines Erachtens eine tiefere und wahrere Auffassung der Universalgeschichte gewinnen läßt.

Verstatten Sie mir hier, hochverehrte Anwesende, einige Worte über den Mann, der als der vorzüglichste Begründer unserer modernen deutschen Geschichtswissenschaft zu betrachten ist. Ich habe kaum zu bemerken, daß ich Niebuhr meine. Die Hindeutung auf seine Person macht vielleicht klarer, was ich unvollkommen ausgedrückt habe. Woher er den Anstoß und die Kraft zu seiner römischen Geschichte gewann, sagt er selbst: „Es war die Zeit, da wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog und unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte.“ Einer solchen Zeit, sagt er, vermochte die alte Geschichte nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte. „Und indem der Historiker sich“, fährt er fort, „jene vergangene Welt auf das Anschaulichste vergegenwärtigt, fühlt er über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen, wie ein Mitlebender, und so bewegt reden seine Lippen darüber, obwohl „Hecuba dem Schauspieler nichts ist.““ Ja fürwahr, Niebuhr lebte mitten in diesem Römervolk, er durchlebte mit ihm seine ganze Geschichte, die erst in seinem Geiste sich als eine

zusammenhängende, fortlaufende Entwickelung in organischer Einheit gestaltete, erst durch ihn diese Gestalt für uns gewann. Nicht die äußere Geschichte des Volkes allein betrachtet er; bei Weitem mehr noch beschäftigt ihn das Wachsthum desselben von innen heraus: die ursprüngliche Bildung aus verschiedenen Bestandtheilen, die Veränderungen der staatlichen Institutionen, die agrarischen Verhältnisse, Handel und Wandel, Kunst und Literatur. Die gesammte nationale Entwickelung wird uns von ihm in einem ebenso reichen als lebenvollen Gesammtbilde vorgestellt. Vom nationalen Standpunkt aus schreibt Niebuhr die Geschichte Roms, aber zugleich ist seine Auffassung doch durch und durch universell. Wie zieht er unablässig die Geschichte aller Völker herbei, um die Geschichte des einen Volkes zu begreifen! Und wer wüßte nicht, wie fruchtbar dieses Buch für eine richtigere Behandlung der allgemeinen Geschichte geworden ist? Man kann sagen, er durchlebt in der Geschichte Roms die Weltgeschichte, und wir mit ihm.

Das war ein ganz anderes Ideal, dem Niebuhr nachstrebte, als einst dem Livius oder irgend einem anderen Römer vorgeschwebt hatte: und schon deshalb mußte Niebuhr mit der alten Tradition brechen. So ist es überhaupt; unsere moderne Geschichtswissenschaft muß über die Ueberlieferung hinausgehen, weil die Zielpunkte derselben nicht an ihr Ideal hinanreichen, nicht hinanreichen können. Wie oft ist ihr vorgeworfen worden, daß sie der Willkür sich preißgebe, indem sie von dem überlieferten Buchstaben weiche. Gewiß, sie hat sich vom Buchstaben gelöst; aber nur im Glauben an die Macht des Geistes. Mag der Willkür dabei Raum gegeben sein, die Wahrheit kann im Reiche der Wissenschaft nur durch freie Forschung gewonnen werden.

Erst indem die Geschichtswissenschaft das nationale Princip

mit aller Energie erfaßte und von ihm erfaßt wurde, gewann sie gegen die anderen Wissenschaften auch äußerlich bei uns eine völlig freie Stellung. Es ist richtig, sie hätte sich zu der Höhe der Auffassung, auf welcher sie jetzt steht, niemals erheben können, wenn ihr nicht die verwandten Wissenschaften vielfach vorgearbeitet, wenn nicht auch diese, von demselben Zeitgeist ergriffen, eine ähnliche Richtung eingeschlagen hätten und ihr noch immer hülfreich zur Seite ständen. Jedermann kennt die nahen Beziehungen der Geschichte zu den historischen Disciplinen der Theologie, zur Alterthumswissenschaft, zur vergleichenden Sprachkunde, zur Jurisprudenz, zu den Staatswissenschaften, zur Geographie. Aber Niemand wird die Geschichte deshalb noch jetzt als eine Hülfswissenschaft des einen oder des anderen Studiums ansehen. Sie steht vielmehr in der Mitte aller jener Wissenschaften, eben so reichlich spendend als empfangend; sie verfolgt ihre besondere Straße, die sich allerdings tausendfach mit den Bahnen anderer Wissenschaften durchkreuzt. So ist sie als selbständiges Studium in gewissem Sinne eine neue Wissenschaft, aber sie hat nichtsdestoweniger doch eine lange und rühmliche Vergangenheit, und sie hat sich überdies alle jene Vorzüge bewahrt, welche sie bereits auf ihren Vorstufen gewonnen hatte — nicht allein bewahrt, sondern jeden erhöht.

Vor Allem den Ernst und den Fleiß der Forschung. Wem wäre unbekannt, welchen Aufschwung die historische Forschung bei uns genommen hat, welche Fülle neuen Materials gewonnen ist! Es giebt keinen Theil der alten Geschichte, welcher nicht große Bereicherungen erhalten. Die historische Quellenliteratur des Mittelalters wird gleichsam erst jetzt nutzbar gemacht. Die neuere Geschichte sehen wir mit einer fast erdrückenden Masse des Stoffs ausgestattet. Die Wissenschaft müßte erliegen unter der Wucht

dieses Materials, wenn nicht dem Sammlerfleiß mit gleicher Emsigkeit die kritisch sondernde Thätigkeit zur Seite stände. Aber auch die Kunst der historischen Kritik, vor Allem durch Niebuhr feiner und schärfer ausgebildet, wird mit immer größerer Sicherheit gehandhabt, in immer weiterem Umfange angewendet. Ein großer Gewinn für unsere Wissenschaft ist, daß sie eine Losreißung und Trennung der Geschichtsschreibung von der Forschung nicht mehr duldet. Wenn wir auch namhafte Forscher besitzen, denen die Kunst der Darstellung versagt ist, so haben wir doch seit Niebuhr keinen großen Geschichtsschreiber, der nicht zugleich auch Forscher in hervorstechendem Sinne wäre. Unser erster lebender Geschichtsschreiber ist zugleich der scharfsinnigste, der am meisten kritische Forscher unserer Tage.

Strenge Forschung ist sauere Arbeit, und Niemand unterzieht sich leicht derselben, den nicht ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit beseelt. Und dieses Wahrheitsgefühl ist neben der Gründlichkeit das andere edle Kennzeichen unserer Historiographie geblieben. Als Niebuhr die inneren Widersprüche der römischen Tradition aufdeckte und seine Anschauungen an die Stelle tausendjähriger Ueberlieferungen setzte, da hat wohl Mancher ungläubig den Kopf geschüttelt, aber Niemand hat doch ernstlich zu behaupten gewagt, daß es damit lediglich auf ein geistreiches Spiel abgesehen sei; vielmehr Jeder fühlte, daß ein Mann wie Niebuhr nur um der heiligen Wahrheit willen den Glauben von Jahrhunderten erschüttern konnte. Wer empfände nicht den Abstand zwischen dem sittlichen Rigorismus Schlossers und der freieren Lebensansicht Rankes? Aber wie verschieden auch ihre Anschauungen von dem großen Entwickelungsgange der Menschheit sind, wie anders sich die Zeiten und Menschen in ihrem Geiste spiegeln, das Trachten nach der vollen historischen Wahrheit und

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

das kräftigste Ringen nach der Erkenntniß derselben wird man ihnen in gleicher Weise zuschreiben müssen.

Und wie das lebendige Wahrheitsgefühl, so ist auch der nahe verwandte Sinn für Gerechtigkeit, für Gerechtigkeit gegen jede geschichtliche Entwickelung, gegen jedes Volk, jede historische Persönlichkeit unserer Geschichtswissenschaft geblieben. Unserer Wissenschaft sage ich, denn die historische Tagesliteratur ist von dem Geist der Parteien nur zu stark ergriffen worden. Man hat von der rechten Seite, wie von der linken laut genug den Ruf erhoben: auch der Historiker müsse auf der Warte der Partei stehen; jene leidenschaftslose Ruhe, welche man wohl sonst an ihm geschätzt, sei doch nur entweder natürliches Phlegma oder bewußte Täuschung; er solle mithassen und mitlieben, wie andere Sterbliche, und die Schlachten seiner Zeit mitschlagen mit den ihm eigenen Waffen. Es ist ein Schein der Wahrheit in solchen Worten, aber doch nur ein Schein. Ein leidenschaftlich erhitztes Parteitreiben ist weder einem gründlichen Studium günstig, noch läßt das tiefere Studium eine extreme Parteistellung zu. Je mehr es überdies dem Historiker glückt sich das Bild einer entschwundenen Zeit allseitig zu vergegenwärtigen, je mehr wird es ihn anwidern, seine Anschauungen von derselben durch die unfertigen und unsicheren Gestaltungen der Gegenwart zu verwirren.

Es ist nicht so lange her, daß man recht geflissentlich geschichtliche Stoffe aufsuchte, welche irgend eine Analogie mit den momentanen Zeitbewegungen darboten, und dann in steter Rücksicht auf diese behandelte. Man wähnte da wohl historische Werke zu schaffen, aber es zeigte sich bald, daß man nur politische Broschüren der ungeschicktesten Art zu Stande brachte. Für die Wissenschaft blieben derartige Productionen meist ohne erheblichen Nutzen,

und auch für die Parteien hatten sie selten den erhofften Erfolg; sie waren zu breit und gespreizt für die Menge und kamen gewöhnlich erst an den Tag, wenn die fortstürmende Bewegung bereits den Höhepunkt überschritten hatte. Richtig ist es, daß von den Geschichtsforschern, welche in den letzten Jahrzehnten hervorgetreten sind, wenige theilnamlos den politischen Kämpfen unserer Zeit zugesehen haben — und wie hätten sie es vermocht? — aber es ist nicht minder Thatsache, daß die hervorragenderen sich von den extremen Parteien abwandten und überdies die historische Wissenschaft vor den Einwirkungen der Tagespolitik möglichst zu schützen suchten.

Genug hiervon! Welche Verirrungen auf dem Gebiet der Tagesliteratur auch von dem Parteileben herbeigeführt sein mögen, die Wissenschaft selbst ist durch dasselbe in ihrem Gange wenig beirrt worden. Sie ist ihrem Streben nach objectiver Wahrheit und Unparteilichkeit treu geblieben. Keinen bessern Beweis dafür weiß ich anzuführen, als die Anerkennung, welche fremde Nationen noch immer nicht allein der Gründlichkeit, sondern auch der Wahrhaftigkeit unserer Geschichtsschreiber zollen. Sie selbst geben zu, daß deutsche Historiker durch diese Eigenschaften sie oft erst über ihre eigene Geschichte in das Klare gesetzt haben. Die Italiener preisen als die beste Geschichte ihres Volkes ein deutsches Buch, das wir jetzt kaum noch als mustergültig gelten lassen. Die Engländer räumen ein, daß die Geschichte der Angelsachsen zuerst von Deutschen einer streng kritischen Bearbeitung unterworfen und das eigene Studium ihrer älteren Geschichte durch Deutsche neu angeregt sei. Und schwerlich wird ein Franzose in Abrede stellen können, daß die Regierung Franz I. niemals einen gründlicheren, unparteiischeren und zugleich lebhafteren Darsteller gefunden hat, als einen

deutschen Professor. Ja, es ist unser unbestrittener Ruhm: die deutsche Forschung hat die Geschichte aller Völker Europas bereichert und aufgeklärt; der deutschen Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe sind alle Nationen zu Dank verpflichtet. Und was dankt bis heute unsere Geschichte der Forschung anderer Nationen? Es bedarf darauf keiner Antwort.

Noch auf eine andere Thatsache, welche für die Unparteilichkeit unserer Geschichtsschreibung zeugt, erlauben Sie mir eine Hindeutung. Vielleicht nirgends ist die Unbefangenheit des Historikers härter geprüft, als auf dem confessionellen Gebiete. Aber schon begegnen sich deutsche Geschichtsforscher beider Bekenntnisse, des evangelischen und des römisch-katholischen, in verwandten Anschauungen, und wo nur wirklich wissenschaftliche Begründung der Ansicht und tieferes Studium ist, bahnt sich eine Ausgleichung von Gegensätzen an, welche Jahrhunderte mit blutigen Kämpfen erfüllten. Die deutsche Theologie hat die Religionsspaltung herbeigeführt, und sie war meiner Ansicht nach dabei in ihrem vollen Rechte; aber auch mit solchem Bekenntniß kann man ein erfreuliches Zeichen gedeihlicher Entwickelung darin sehen, daß die deutsche Geschichtswissenschaft in ihrem Streben nach objectiver Wahrheit über Streitfragen, welche Europa und am schmerzlichsten unser Vaterland zerrissen haben, eine Verständigung vorbereitet.

Weder die gelehrte Geschichtsforschung, wie sie bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts blühte, noch die ihr folgende philosophirende Historiographie hatte, wie ich berührte, ein sonderliches Interesse für die Geschichte des deutschen Volkes in seiner Gesammtheit gezeigt. Aber seitdem von dem nationalen Gedanken auch die historischen Studien erfaßt waren, konnten unsere Geschichtsforscher nicht länger in solcher Gleichgültigkeit

gegen das Studium der eigenen Nationalgeschichte verharren; vielmehr mußte dieses über kurz oder lang mit unabweislicher Nothwendigkeit zum Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen werden. Es ist bekannt, wie schon unmittelbar in den Zeitbewegungen, welche unserer Geschichtswissenschaft den neuen Anstoß gaben, patriotische Männer als begeisterte Lehrer der vaterländischen Geschichte auftraten und schnell in weiten Kreisen Anklang fanden. Die augenblickliche Wirkung war außerordentlich. Wohl wenige Lehrer der Geschichte haben einen dankbareren Zuhörerkreis gehabt, als Luden in Jena, und selten ist ein Buch mit größerer Sehnsucht in Deutschland erwartet worden, als seine Geschichte des deutschen Volks. Aber der Enthusiasmus verrauchte schnell, und man hatte von historischer Wissenschaft schon zu bestimmte Vorstellungen gewonnen, als daß man Erörterungen, die sich vor Allem durch das patriotische Gefühl zu begründen suchten, einen erheblichen wissenschaftlichen Werth hätte einräumen sollen.

Ein tieferes Studium unserer Geschichte, wie es den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft entspricht, hat sich erst an den Monumenta Germaniae entwickelt. Dieses Werk, von dem man wohl sagen darf, daß es in der historischen Literatur seines Gleichen nicht hat, verdankt man zunächst dem eisernen Fleiße und der bewunderungswürdigen Umsicht des berühmten Herausgebers; aber es ist doch vor Allem ein Product des neuen Geistes, der sich in unserer Geschichtswissenschaft entfaltet hat. Nicht allein, daß der große Karl von Stein auch dieses nationale Werk angeregt und vorbereitet hat, es ist auch durchgeführt in seinem Sinn und im steten Hinblick auf ihn und seine patriotischen Anschauungen. Und es ist Niebuhrs Geist zugleich, der das Ganze durchweht; man kann mit Fug behaupten, ohne

Niebuhrs Forschungen hätte Steins Gedanke nie von Pertz so in das Leben geführt werden können.

Seit der Herausgabe der Monumenta Germaniae herrscht nun eine Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Die Kenntniß unserer Vorzeit ist in den letzten Jahrzehnten ungemein gefördert worden, und neue Fortschritte treten auf diesem Gebiet der Wissenschaft von Tag zu Tag hervor. Freilich haben wir keine wissenschaftlichen Ansprüchen auch nur von fern entsprechende allgemeine Geschichte unseres Volks bis jetzt entstehen sehen; und es ist sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Genie unter den günstigsten äußeren Verhältnissen ein solches Werk gelingen würde. Wir stehen vielmehr noch in dem Stadium der vorbereitenden Arbeiten: durch monographische Darstellungen setzt sich vornehmlich die wissenschaftliche Bewegung fort. Aber der Gedanke an das Ganze durchdringt doch auch diese Monographieen; man weiß, es sind nur Bausteine zu dem Dome, dessen erhabener Bau dem Geiste vorschwebt.

Und das ist nun überhaupt der Charakter der historischen Wissenschaft in unseren Tagen. Man hat das höchste Ziel in das Auge gefaßt: das Leben der Menschheit, wie es sich in dem Zusammen- und Auseinandergehen der Völkerindividualitäten gestaltet, in seiner Entwickelung zu begreifen, in der Totalität aller seiner Erscheinungen zu erfassen, und zwar nicht allein mit dem Verstande, sondern zugleich mit der ganzen Kraft der Phantasie, in vollständiger Gegenwärtigkeit. Aber man hält sich überzeugt, daß man nicht durch irgend eine wunderbare Enthüllung des Geistes zu diesem Ziel gelangen wird, sondern nur durch gründliche Untersuchung jedes einzelnen Erbstücks aus der reichen

geistigen Hinterlassenschaft der Vorzeit, nur durch das Hineinleben und Sichversenken in die ganze Fülle der echten Tradition, nachdem diese von der unechten sorgsam geschieden ist. Man weiß recht wohl, daß der Weg zum Allgemeinen von dem Speciellen und Speciellsten ein sehr weiter ist; aber man hält ihn doch für den einzig richtigen und zieht mit Recht jeden ruhigen Schritt auf demselben dem hitzigen Hin- und Herstürmen durch tausend Irrwege vor. Das letzte Ziel liegt so weit, daß wohl Niemand sagen könnte, ob es jemals erreicht wird — es ist ja auch in den anderen Wissenschaften kaum anders, und wir wissen nicht, sollen wir uns dessen freuen oder es beklagen, daß die menschliche Wissenschaft wenigstens in ihrer Unendlichkeit dem Göttlichen analog ist — aber wie weit und beschwerlich der Weg auch sein mag, er ist doch zugleich überaus anziehend und lohnend, und wird das letzte Ziel nicht erreicht, so liegen zum Glück unterwegs Ruhepunkte in Fülle, welche auch die größten Beschwerden vergessen machen.

Noch bemerkt man nicht, daß die Jünger der Wissenschaft auf ihrem Gange ermatten, obwohl die Schwierigkeiten sich eher zu steigern, als abzunehmen scheinen. Niemand verhehlt sich, wie wenig im Verhältniß zum Ganzen gethan ist, wieviel noch zu thun bleibt. Der tiefer Blickende erkennt wohl, daß der sittliche Ernst, mit dem die neuere Geschichtsschreibung und Forschung auftrat, sich nicht immer auf gleicher Höhe gehalten hat; gerade da, wo die Menge am lautesten den Fortschritt begrüßt, wird er ihn vielleicht am wenigsten finden. Aber daß Fortschritt im Allgemeinen, daß Leben und Bewegung auf diesem Gebiet der Wissenschaft ist, wird Niemand in Abrede stellen; ebensowenig wird man leugnen, daß die Aufgabe der Wissenschaft eine hohe, der schwersten Mühen würdige ist und daß energische, hochbegabte

Männer aus unserem Volke alle Kräfte ihres Geistes dieser Aufgabe erfolgreich weihen.

So allgemein, hochverehrte Anwesende, diese Bemerkungen sind, können sie doch darüber keinen Zweifel lassen, daß ich die Entwickelung und den Stand der historischen Wissenschaft bei uns für einen günstigen halte, noch darüber, daß ich die Fortschritte dieser Wissenschaft vor Allem in der geistigeren und lebendigeren Erfassung der Vergangenheit, wie in der Vertiefung der gelehrten Forschung sehe. Meine Meinung kann danach nur die sein, daß das akademische Studium diesem allgemeinen Gange der historischen Wissenschaft sich anschließe, sich von ihm leiten lasse, andererseits aber auch ihn unterstütze, regele und fortführe.

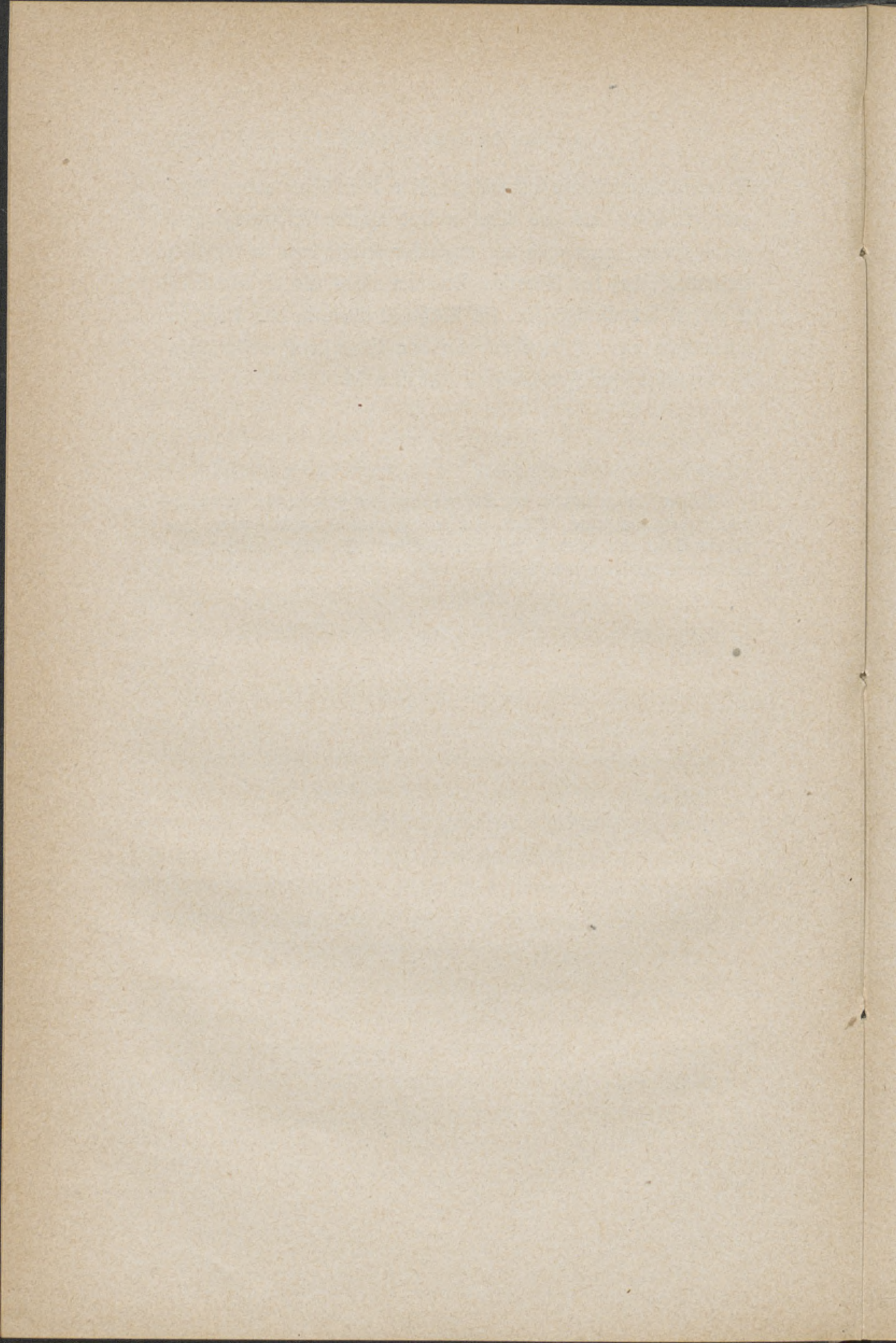
Es kann Entwickelungsphasen in den Wissenschaften und im Leben der Universitäten geben, wo ein eintretender akademischer Lehrer seinen Beruf vor Allem darin sehen muß, falschen Principien, die Geltung gewonnen haben, mit Schärfe entgegenzutreten, oder auch die ins Stocken gerathene Bewegung mit ungewöhnlichen Mitteln wieder hervorzurufen. Dies scheint mir aber jetzt kaum die Stellung neu auftretender Lehrer der Geschichte in Deutschland zu sein. Vor Allem ist es nicht die meine.

Der Aufschwung, den die historischen Studien unter dem deutschen Volke in unserer Zeit genommen haben, wird zum nicht geringen Theile den Männern verdankt, welche in den letzten Jahrzehnten an dieser Hochschule gelehrt haben und von denen mehrere noch hier lehren; ihre Namen feiert nicht allein unsere Provinz, sondern ganz Deutschland, und sie sind weit über die

Grenzen Deutschlands gekannt[1]). Mir kann keine andere Aufgabe erwachsen, als das Werk meines theuren Amtsvorgängers aufzunehmen, wenn auch mit ungleicher Kraft, doch in derselben Erkenntniß, daß das historische Studium nichts, als die lebenvolle Wahrheit des Geschehenen, die Wahrheit allein in das Auge zu fassen habe und daß diese nur auf dem Wege streng wissenschaftlicher methodischer Forschung zu enthüllen sei.

---

[1]) Der Redner war in die Stelle Drumanns getreten, der sein Lehramt niedergelegt hatte. Neben ihm lehrten damals in Königsberg Johannes Voigt und Friedrich Wilhelm Schubert. Sie sind sämmtlich seitdem der Wissenschaft entrissen.



Der

erste deutsche Missionar in Preussen.

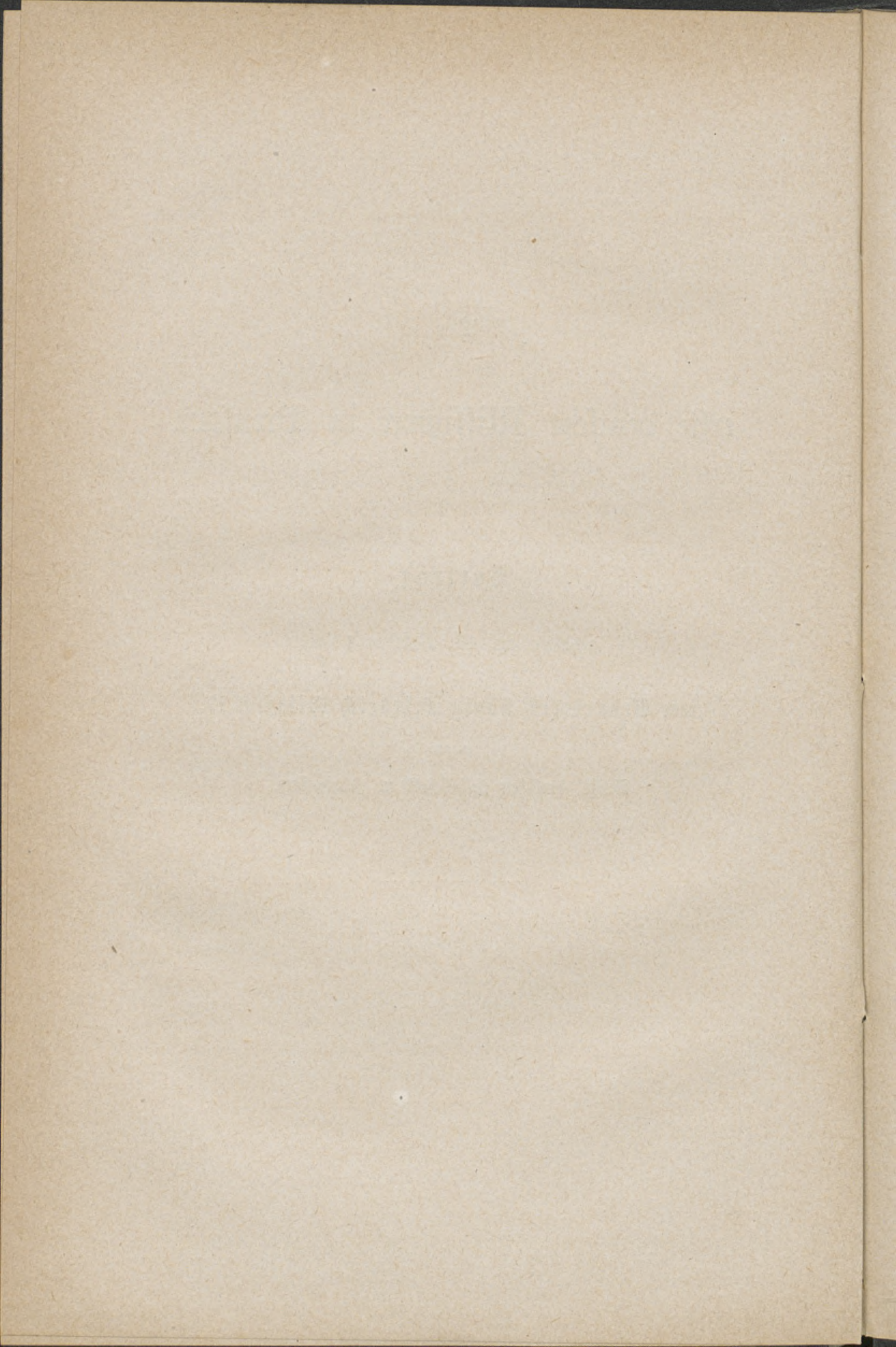
Vortrag

gehalten am 15. October 1858

zum Geburtsfest König Friedrich Wilhelm IV.

in der

königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg.



Zum anderen Male, hochverehrte Anwesende, begehen wir den Geburtstag unseres heißgeliebten Königs nicht mit jenem ungemischten Gefühl der Freude, wie in früheren Zeiten[1]. Wir stehen unmittelbar unter dem Eindruck einer wichtigen Entscheidung für unser Land und unser Volk, die, wie dringend sie auch für das Wohl des Ganzen geboten war, doch das Herz eines jeden Preußen schmerzlich berühren muß. Ein Jahr ist verflossen, in dem jeder Tag es uns vergegenwärtigte, wie das Leiden unseres Landesherrn, unseres Landesvaters für unser Land und Volk ein allgemeines Leiden ist, und es kann ja nicht anders sein, als daß uns noch einmal heute recht lebendig vor die Seele tritt, ein wie schweres Jahr unser König durchlebt und durchlitten hat, und wir Alle mit ihm.

Aber wie bedrückt unser Herz ist, die Opfer des Danks bleiben an diesem Tage die altgewohnten treuer Pflicht und aufrichtiger unverbrüchlicher Liebe. Andere werden nun heute dem Könige nach ihrer Weise eine andere Feier bereiten, Andere andere

[1] Schon im Oktober 1857 hatten die körperlichen und geistigen Leiden des Königs Besorgnisse für sein Leben erweckt. Am 7. Oktober 1858 hatte der Prinz von Preußen die Regentschaft übernommen.

Kränze ihm winden, andere Ergebnisse ihrer von Königshuld begünstigten Thätigkeit im kleineren oder größeren Kreise vorlegen: unsere deutsche Gesellschaft, eine literarische Körperschaft wie sie ist, begeht diesen Tag nach dem Herkommen durch einen wissenschaftlichen Vortrag. Sie will dadurch bekunden, daß sie des königlichen Namens, den sie führt, eingedenk ist und sich seiner in Verfolgung der eigenthümlichen ihr gestellten Aufgabe würdig zu erhalten bemüht.

Unerwartet ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, heute vor Ihnen diesen Vortrag zu halten, und ich denke durch denselben Ihre Aufmerksamkeit auf den Erzbischof Brun-Bonifacius zu lenken, einen Mann, der nahezu vor 850 Jahren als Heidenbote in dieses Land kam und hier den Märtyrertod fand. Weshalb ich Ihren Blick heute auf ihn und auf so entfernte Zeiten richte? Zuvörderst weil es mir keine unpassende Aufgabe für unsere Gesellschaft scheint, die sich mit Nachdruck die deutsche in Königsberg nennt, das Andenken an den ersten deutschen Mann zu erneuern, der in dieses Preußenland kam, und das war unseres Wissens Brun; dann aber weil uns in der letzten Zeit ein wichtiges Schriftstück für die Geschichte dieses Mannes bekannt geworden ist, welches bisher wenig benutzt ist und welches ich selbst nicht benutzen konnte, als ich vor einigen Jahren eine Biographie desselben zu veröffentlichen veranlaßt war[1]). So erlauben Sie mir denn von dem alten Märtyrer und von einer so entfernten Zeit vor Ihnen zu reden. Ich hoffe, beide werden Ihnen in meinen Worten näher rücken und das scheinbar Abgestorbene wird

---

[1]) Die erwähnte Lebensbeschreibung Bruns findet sich im Evangelischen Kalender für 1856, herausgegeben von F. Piper, S. 164 ff. In den späteren Auflagen meiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit ist von jenem Schriftstück bereits Gebrauch gemacht.

wieder Leben gewinnen. Denn unwiederbringlich todt ist dem menschlichen Geiste nur, was sich ihm unbezeugt gelassen hat; wo Wort und That aus der Vergangenheit sprechen, besitzt unser Geist die zauberische Macht, der Vorzeit neues Leben einzuhauchen. Bruns Zeit und er selbst haben sich nicht unbezeugt gelassen; ein starker und feuriger Geist lebt in seinen Schriften, in seinen Thaten, und redet, wie ich glaube, mit sehr verständlicher Sprache. Möchte es mir gelingen, seiner Gestalt, die in schattenhafter Wesenlosigkeit durch unsere Geschichtsbücher geht, etwas von ihrer eigenthümlichen Frische zurückzugeben.

Brun[1]) stammte aus einem sehr vornehmen, fürstlichen Geschlecht des östlichen Sachsens. Sein Vater, der denselben Namen führte, wird als Graf genannt und trat später in den geistlichen Stand; seine Mutter hieß Ida. Unweit der goldenen Aue, an den Grenzscheiden Sachsens und Thüringens, ist er geboren: auf der Burg Querfurt. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, doch da er ein Altersgenosse des Bischofs Thietmar von Merseburg, des bekannten Geschichtsschreibers, war, muß er um das Jahr 975 das Licht der Welt erblickt haben, nicht lange nach dem Abscheiden Ottos des Großen, jenes gewaltigsten deutschen Kaisers, dessen Thaten Bruns Phantasie von frühster Jugend an um so lebendiger ergriffen, da er selbst dem kaiserlichen Geschlecht nahe verwandt war. Diese Verwandtschaft verhieß Brun die glänzendste Zukunft, und die Eltern suchten ihm eine Erziehung, solcher Zukunft würdig, zu geben.

---

[1]) Dies ist die deutsche Form des Namens, Bruno die lateinische, welche nur durch die Beschaffenheit unserer Quellen die gebräuchliche geworden ist.

Es ist bekannt, in welchem Umfange unter dem Einfluß Ottos des Großen die kirchliche Mission unter den slawischen Völkern des Ostens betrieben war und wie der Kaiser Magdeburg zum Mittelpunkt dieser Mission ersehen hatte. Hier hatte er nicht allein ein reiches Erzbisthum begründet, sondern neben demselben auch eine Schule, deren Ruf sich durch ausgezeichnete Lehrer bald bis in die entferntesten Gegenden verbreitete. Hier wurde auch unser Brun erzogen und eignete sich die freien Künste und Wissenschaften in dem Umfange an, in welchem sie damals gelehrt wurden; besonders that er sich in der Musik hervor. Schwerlich war der junge sächsische Edling, als er in die Schule trat, schon für den geistlichen Stand bestimmt; aber natürliche Begabung und Neigung entschieden ihn früh für denselben. Sein Schulgefährte, der erwähnte Thietmar, versichert, daß Brun bereits damals einen besonderen Ernst gezeigt habe: wenn andere Knaben spielten, zog er sich in die Stille zurück und betete. Kaum in das Jünglingsalter getreten, empfing er die ersten geistlichen Weihen und wurde unter die Domherrn des Magdeburger Erzstiftes aufgenommen. Zu jener Zeit oder bei der Firmelung erhielt er zu seinem sächsischen Stammesnamen den römischen Namen Bonifacius. Wir wissen nicht, ob es im Hinblick auf jenen großen Apostel der Deutschen geschah, der sein Bekehrungswerk mit dem Märtyrertode besiegelt hatte; aber der neue Name wurde für den Lebensgang unseres Brun prophetisch.

Bruns Eintritt in den geistlichen Stand konnte seinen Aussichten auf eine glänzende Laufbahn nicht hinderlich sein, zumal er bald darauf unter die Hofgeistlichkeit des jungen Königs Otto III., des Enkels Ottos des Großen, aufgenommen wurde. Denn aus dieser Hofgeistlichkeit pflegten die ersten und einflußreichsten Bisthümer des Reiches besetzt zu werden, und Verwandt-

schaft mit dem herrschenden Geschlecht fiel bei der Besetzung schwer in die Waage; überdies stand Brun mit dem nur wenige Jahre jüngeren Könige in vertrauter Freundschaft. So waren ihm die Wege zu einem Bischofsstuhle gebahnt, und damit zu einer der einflußreichsten Stellungen im Reiche; aber unerwartet gewann sein Leben eine andere Wendung. Es geschah zu Rom, in jener wunderbaren Stadt, welche eben so oft die Geschicke einzelner Menschen, wie die Bahnen der Völker und des ganzen Menschengeschlechts gewendet hat.

Als Otto III. im Jahre 996 seinen ersten Römerzug antrat, begleitete ihn Brun=Bonifacius über die Alpen. Niemals schienen die Sterne der deutschen Herrschaft glücklicher zu leuchten. Den Kaiserthron beschritt ein in frischester Jugend strahlender deutscher Fürst, an Kühnheit seiner Entwürfe nur Karl dem Großen vergleichbar, an Bildung Karl weit überlegen; ihm zur Seite saß auf dem Stuhle Petri der erste deutsche Papst Gregor V., ein Vetter des Kaisers, an ihn durch alle Bande des Lebens gebunden, zugleich aber voll brennenden Eifers die alten Schäden der Kirche zu heilen und eine große Reformation derselben durchzuführen. Eine neue Ordnung der Dinge schien zu beginnen, und unserem Brun, gleich nahe dem Kaiser und Papst durch Verwandtschaft und Freundschaft stehend, schien eine der ersten Rollen in der neuen Ordnung angewiesen. Aber in diesem Augenblick verließ er die Welt. Wie er einst den Spielen seiner Schulgenossen ausgewichen, so flüchtete er sich jetzt vor dem lauten und gefahrvollen Spiel um die höchsten Welt=Interessen in die beschauliche Stille eines Klosters.

Wer jemals Rom gesehen hat und über die jetzt fast verödete Höhe des Aventin gewandelt ist, erinnert sich dort eines Klosters, welches zwei alten römischen Märtyrern Alexius und

Bonifacius geweiht ist. Hart über dem Tiberufer sich erhebend, gewährt es einen weiten Blick über Trastevere und die Campagna. Dieses Kloster war damals der Mittelpunkt eines eigenthümlichen Glaubenslebens, das in weite Fernen Segen verbreitet hat; in diesem Kloster haben unsere beiden preußischen Märtyrer Adalbert und Brun die Kraft zu ihrem Glaubenswerk und Glaubenstod geschöpft. Hier lebten nämlich zu jener Zeit einige griechische Mönche nach der Ordnung des h. Basilius mit lateinischen Brüdern, welche der Regel des h. Benedict folgten, in der freundlichsten und innigsten Gemeinschaft. Denn nicht so sehr auf äußere Gebräuche als auf geistliche Erweckung sahen die durch gleichen Glauben und gleiche Liebe verbundenen Brüder. Mystische Vorstellungen von den göttlichen Dingen und der Kirche beherrschten sie, und ganz der Contemplation und geistlichen Uebungen hingegeben, erhielten sie sich hoch über dem rohen und eitlen Treiben, in welches fast alle anderen Klöster Italiens zu jener Zeit versunken waren. So gewaltig war der Eindruck, als der junge Brun-Bonifacius zum ersten Male dieses Kloster besuchte, daß er sofort der Welt absagte und das Mönchskleid auf dem Aventin nahm. Sein Name selbst schien ihm eine Aufforderung hierzu. Er gedachte jenes alten Märtyrers Bonifacius, der dem Kloster den Namen lieh, und rief aus: „Auch ich heiße Bonifacius, und ich sollte nicht auch Christi Zeuge sein?"

Es scheint, als habe der Gedanke an den Märtyrertod schon den zwanzigjährigen Jüngling öfters gewaltig ergriffen. Um so tiefer mußte ihn deshalb die Nachricht von einem neuen großen Glaubensopfer bewegen, welche ein Jahr später das ganze Kloster in Aufregung versetzte. Am 23. April 997 starb der heilige Adalbert als Apostel der Preußen den Märtyrertod. Adalbert war den Brüdern des Bonifaciusklosters innigst vertraut gewesen;

er hatte Jahre lang sein böhmisches Bisthum verlassen, um in ihrer Mitte als Mönch dem Herrn zu dienen; erst damals war er aus dem Kloster geschieden, als Brun eintrat. Alle seine Tugenden schienen den Brüdern nun durch den Märtyrertod auf das Herrlichste vollendet; er wurde unter ihnen der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, der Stolz des Klosters. Schon drei Jahre nach seinem Tode wurde die älteste Biographie Adalberts abgefaßt, sie ist auf dem Aventin geschrieben, eine Arbeit des Johannes Canaparius, der als Mönch in diesem Kloster lebte.

Aber man würde sehr irren, wenn man den Kultus Adalberts auf das Bonifaciuskloster beschränkt glaubte; er verbreitete sich vielmehr mit reißender Schnelligkeit über das ganze Abendland. Es ist bekannt genug, daß Kaiser Otto III. selbst im März des Jahres 1000 barfuß nach Gnesen zu den Reliquien des neuen Heiligen pilgerte und hier ihm zu Ehren ein neues Erzbisthum begründete. Aber es ist wohl weniger bekannt, daß zu derselben Zeit im ganzen Abendlande Adalbertskirchen entstanden, die zum großen Theil nachher wieder verschwunden sind. Sie lassen sich nicht allein durch Polen und Ungarn verfolgen, auch in Deutschland wurde neben dem Grabe Karls des Großen in Aachen eine Adalbertskapelle geweiht, und in Italien hat man in Rom und Ravenna Kirchen zu Adalberts Ehren errichtet. Noch hoch im Sabinergebirge fand ich Spuren einer Adalbertskapelle, die damals begründet ist[1]). Man sieht, welchen Eindruck es machte, daß hier an der preußischen Küste ein

[1]) Näheres hierüber in meinem Aufsatz: Römische Mittheilungen zur Geschichte des Wendenlands, in den Baltischen Studien. Jahrg. XI. Heft 1. Seite 12 ff.

Heidenbote sein Blut vergoß. Woher aber kam diese gewaltige Wirkung, zumal wir ja wissen, daß Adalberts Arbeit unter den Preußen zunächst ohne Erfolg blieb? Erlauben sie mir auf diese Frage etwas näher einzugehen; sie berührt mehrfach Bruns Leben und hat selbst eine weiter greifende Bedeutung.

Adalberts Persönlichkeit war ohne Zweifel ebenso anziehend als imponirend; wir wissen, wie sehr er den jungen Kaiser fesselte, der seinen Umgang recht wohl zu wählen wußte. Aber weder aus den persönlichen Eigenschaften Adalberts noch aus der tiefen Verehrung des Kaisers für ihn läßt sich allein der ungeheure Eindruck erklären, den sein Martyrium hervorbrachte. Adalberts Bedeutung beruht zum großen Theil darauf, daß er dem bis dahin tief verachteten Volke der Slawen entstammte, von Geburt ein Czeche war. Sein ursprünglicher Name war Wojtech; den deutschen Namen hat er erst auf der Schule zu Magdeburg bei der Firmelung erhalten. „Ich bin ein Slawe und euer Apostel!" mit diesen Worten läßt Johannes Canaparius Adalbert den Preußen entgegentreten. Und ein anderer Zeitgenosse — es ist unser Brun — sagt von Adalberts Tode: „Wie heiter lachte der Himmel, als er den Slawen mit der Märtyrerkrone eintreten sah."

Man erinnere sich daran, daß seit einem halben Jahrhundert die Mission ausschließlich von den Deutschen ausgegangen war, daß die deutsche Nation, scheinbar im Alleinbesitz der geistlichen Gaben, ein Uebergewicht über die Kirche des Occidents an sich gerissen hatte, welches überall zugleich ihre politische Macht stützte und hob. Alle neu begründeten Kirchen in den slawischen Ländern und in Ungarn waren bis dahin von deutschen Metropolen abhängig gemacht worden. Der Zug der Dinge ging dahin, den ganzen Osten Europas kirchlich wie politisch

Deutschland unmittelbar zu unterwerfen. Da war nun ein böhmischer Missionar, ein böhmischer Märtyrer eine ganz neue, wunderbare, auf das Tiefste eingreifende Erscheinung. Erst durch diesen böhmischen Heiligen haben die Kirchen Polens und Ungarns ein selbständiges nationales Leben gewinnen können und gewonnen. Mit den Missionen Magdeburgs, Salzburgs und Passaus im Osten war es nun vorüber. Polen erhielt seine eigene Metropole in Gnesen, und ein Böhme, Adalberts Bruder, wurde der erste Erzbischof. Unmittelbar darauf gewann auch Ungarn in Gran sein eigenes Erzbisthum, und auch hier trat ein Böhme, ein vertrauter Schüler Adalberts, zuerst an die Spitze. Und wie der Osten sich kirchlich von der deutschen Herrschaft befreite, so suchte er bald auch politisch seine Selbständigkeit gegen Deutschland zu sichern. Wenige Jahre später begründete Boleslaw Chrobry sein großes Polenreich und trat in offenen Kampf gegen die Deutschen; man kann mit Fug behaupten, daß Adalberts Blut das Bindemittel des neuen Polenreiches wurde. Auch das Reich Stephans des Heiligen in Ungarn ist erweislich durch Männer befestigt, welche in unmittelbarer Beziehung zu Adalbert gestanden hatten. So ist Adalberts Tod für die Geschichte des östlichen Europa eines der wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse geworden. Das Martyrium des Böhmen ist der deutschen Uebermacht im Osten hinderlicher geworden, als viele Waffenthaten der Polen und Ungarn. Nur ein so phantastischer, ganz von kosmopolitischen Anschauungen erfüllter Jüngling, wie Kaiser Otto III. konnte die Gefahr übersehen, welche der deutschen Herrschaft aus der Verehrung des böhmischen Heiligen erwuchs, und ihr selbst auf alle Weise die Wege bereiten.

Adalberts Tod hat hiernach allerdings eine größere Be-

deutung für die allgemeine Geschichte, als unmittelbar für unser Preußenland. Doch ist er auch für dieses wichtig genug geworden. Denn wie dem Alterthum unsere Küsten vornehmlich durch den Bernstein bekannt geworden sind, so dem Mittelalter durch Adalberts Blut. So weit die Verehrung Adalberts reichte, so weit wurde fortan auch der Name Preußen genannt. Und auch das mag nicht unerwähnt bleiben, daß damals zuerst dieser Name, der Land und Volk für alle Folge geblieben ist, in der Geschichte auftaucht. Die einzelnen Stämme, welche unsere Gegenden bewohnten, wurden vordem mit dem Collectivnamen der Aisten oder Esten bezeichnet. An die Stelle dieses Namens tritt nun, und zwar in gleichem Umfange der Name Preußen, der bald allen Völkern Europas bekannt wird. Man hat oft geglaubt, ihn zuerst in der bereits erwähnten, im Jahre 1000 zu Rom geschriebenen Biographie Adalberts zu entdecken, und ich zweifle nicht, daß er gerade durch sie eine so schnelle und weite Verbreitung gewonnen hat. Aber es sei mir vergönnt im Vorbeigehen auf ein etwas früheres Vorkommen des Namens hinzuweisen, welches bisher weniger beachtet ist. In einem Güterverzeichniß der römischen Kirche findet sich eine Urkunde excerpirt, welche, wie ausdrücklich bemerkt wird, zu Zeiten Papst Johannes XV., d. h. zwischen den Jahren 985 und 996, ausgestellt ist. Die Aussteller waren der Richter Dagome, seine Gemahlin Ote und ihre Söhne Misica und Lambertus; diese schenkten ihre Besitzungen in Polen und Pommern dem h. Petrus und gaben bei dieser Gelegenheit in der Urkunde eine Circumscription des polnischen Reiches, welche wörtlich in das Verzeichniß aufgenommen ist[1]).

---

[1]) Auch hierüber findet sich Näheres in dem erwähnten Aufsatz in den Baltischen Studien S. 2. Man vergleiche L. Giesebrecht: Wendische Geschichten. Band I. S. 232.

Als die Ostgrenze des Reiches wird aber hier Bruzze und Russe (Preußen und Rußland) bezeichnet. Dies ist meines Wissens die älteste bisher entdeckte Spur des Namens Preußen. Auch deshalb ist die Notiz interessant, weil sie zu beweisen scheint, was man längst vermuthet hat, daß dieser Name aus slawischer Wurzel stamme. Denn die Aussteller dieser Urkunde waren Slawenfürsten, und wir hören so den Namen zuerst und zwar vor Adalberts Tode einzig und allein aus slawischem Munde.

Doch es ist Zeit zu Brun zurückzukehren, den wir in dem Kloster auf dem Aventin verlassen haben. Beinahe fünf Jahre, die glücklichsten seines Lebens, hat er hier zugebracht. Das Glaubensleben der Brüder, ihre innige Liebesgemeinschaft schienen ihm gleichsam ein Abglanz des Paradieses. „Es war,“ so schildert er selbst das Leben der Brüder, „in ihrer Mitte, als ob das Wort Gottes vom Himmel herab thaue, ein heiliges Feuer brannte in Aller Seelen, und die Entzückung, die sich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte die Gegenwart Gottes“. Im Anfange des Jahres 1001 verließ jedoch Brun das Kloster und Rom; gerade damals, als sich die Römer gegen den Kaiser und die deutsche Herrschaft erhoben. Jener Glanz, der die Anfänge Ottos III. umspielte, hatte sich nur allzubald als ein trügerischer Schein gezeigt. Der deutsche Papst war in jungen Jahren mit Kummer aus der Welt geschieden; gegen den Kaiser regte sich die Empörung aller Orten, und Rom, die Stadt seiner Liebe, verjagte ihn aus den Mauern. Wir wissen nicht, ob auch Brun durch den Aufstand gezwungen, seinem kaiserlichen Verwandten folgen und dem Kloster den Rücken wenden mußte, oder ob er aus freiem Entschluß, überwältigt durch eine imponirende Persönlichkeit, aus dem seligen Frieden seines klösterlichen Lebens schied. Bald darauf finden wir ihn nämlich mit einigen anderen

deutschen Mönchen im Gefolge des Ravennaten Romuald, des Begründers der Congregation von Camaldoli.

Wohl war Romuald eine Erscheinung, die über eine Natur, wie die Bruns war, eine zwingende Gewalt üben konnte. Selten hat es einen Menschen gegeben, in dem der Glaubenseifer lichter lohte, als in Romuald. Obwohl im höchsten Greisenalter, schwang er doch mit jugendlicher Kraft und furchtbarer Energie das Schwerdt des rächenden Geistes über das in Lüste versunkene Italien. Mit unerbittlicher Strenge strafte er den Uebermuth der Fürsten, die Laster des Volkes, die Habgier und Wollust der Bischöfe, vor Allem aber das zuchtlose Treiben der Mönche, die er wieder zu einem wahrhaft geistlichen Leben durch saure Handarbeit und unablässiges Gebet zurückzuführen suchte. Brun folgte Romuald auf einer Wallfahrt nach Monte Cassino, dann nach einer einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo Romuald in eigenthümlicher Weise das Leben der Schüler ordnete, die sich um ihn gesammelt hatten. Sie wohnten in abgesonderten Zellen, ihr Tagewerk war zwischen Contemplation, Gebet und Feldarbeit getheilt; denn, obwohl meist von vornehmer Geburt, sollten sie doch nur selbstgewonnenes Brod essen.

Etwa ein Jahr hatte der junge sächsische Fürst, von dem hier die Rede, dieses beschwerliche Leben getheilt, als an ihn der Ruf erging, unmittelbar in die Fußstapfen Adalberts zu treten. Auch in Pereum stand Adalberts Andenken in höchsten Ehren; es war ihm ein Münster daselbst geweiht, damit sein Glaubenseifer allen Brüdern im Glaubenskampfe voranleuchte. Jetzt aber verlangte der Polenherzog Missionare, welche das unterbrochene Werk des Böhmen aufzunehmen vermöchten, und zunächst erging der Ruf an die frommen Männer in Pereum. Kaiser

Otto wünschte, daß sie vor Allem sich dieser Mission unterzögen. Romuald wollte keinem seiner Schüler gebieten, aber freiwillig entschlossen sich zwei Mönche, Johannes und Benedict, sofort nach Polen zu gehen, um dort die fremde Sprache zu erlernen, dann aber als Prediger unter den Heiden aufzutreten; Brun versprach ihnen später zu folgen. Das bald darauf erfolgte frühe und traurige Ende Ottos III. scheint Bruns Vorhaben verzögert zu haben, verändert hat es seinen Entschluß nicht. Noch im Jahre 1002 begab er sich nach Rom. Barfuß, bei dürftiger Kost, in selbsterwählter Niedrigkeit pilgerte er dorthin, um vom Papst die Erlaubniß für sein Missionswerk zu erbitten. Der Papst — es war der Franzose Gerbert, der gelehrteste Mann seiner Zeit — gab dem dienstbereiten Mann nicht nur die gewünschte Erlaubniß, sondern ernannte ihn zugleich zum Erzbischof und begnadigte ihn mit dem Pallium. Ein bestimmter Sprengel wurde Brun nicht angewiesen; von seiner Thätigkeit hing es ab, wie sich die Verhältnisse östlich von dem Gnesener Sprengel gestalten würden. In der Ernennung zum Erzbischof lag vor Allem die Vollmacht, in den bekehrten Ländern nach eigenem Ermessen Bischöfe zu bestellen. Man erinnere sich, daß Winfried-Bonifacius im Jahr 732 unter sehr ähnlichen Verhältnissen von Gregor III. die erzbischöfliche Gewalt und das Pallium erhalten hatte und in die deutschen Länder abgesendet war.

Längere Zeit verweilte Brun in Rom; erst im Winter 1003 auf 1004 ging er über die Alpen und kehrte nach siebenjähriger Abwesenheit in sein Heimathsland zurück. Allerdings hatten ihn die sieben Jahre völlig verändert: aus einem Hofkleriker des deutschen Kaisers war er ein begeisterter Anhänger Romualds und ein Dienstmann des römischen Papstes geworden; er kam,

weil ihn der Polenherzog das Werk des böhmischen Heiligen fortzuführen berief. Brun war ein anderer geworden, aber nicht minder hatten sich die Verhältnisse des deutschen Reiches umgestaltet. Nur unter den größten inneren Kämpfen hatte sich der neue König Heinrich II. festzusetzen vermocht; während derselben hatte Boleslaw von Polen das Joch der Deutschen abgeschüttelt und den Grund zu einer großen Vereinigung der slawischen Weststämme gelegt. Um der gefahrvoll anwachsenden Macht der Polen zu begegnen, hatte König Heinrich mit den Liutizen an der unteren Oder, dem wildesten und abergläubischsten Stamme der Wenden, einen Bund schließen und in demselben die Freiheit ihres finsteren Götzendienstes ihnen verbürgen müssen. Es geschah jetzt gleichsam unter seinem Schutz, daß dem Götzen Zuarasici im Tempel zu Riedegost Menschenopfer geschlachtet wurden; die mit dem Blut dieser Opfer bespritzten Feldzeichen der Wenden sah man im Kampf gegen Boleslaw neben den deutschen Bannern. Boleslaw stand in unmittelbarer Verbindung mit Rom; er galt als der Schutzherr der abendländischen Kirche im Osten und war es, während der deutsche König nicht allein die Mission aufgegeben hatte, sondern mit den hartnäckigsten Anhängern des Götzendienstes in offenkundiger Gemeinschaft stand.

Im Februar 1004 stellte sich Brun am Hofe Heinrichs II. zu Merseburg ein. Nur zu bald sah er, wie ungünstig die Verhältnisse seinem Unternehmen lagen. Heinrich konnte ihm keine unmittelbare Unterstützung gewähren und mußte überdies jede Verbindung Bruns mit den Polen mit Mißtrauen ansehen. Er ließ zwar dem ihm längst bekannten und durch Verwandtschaft verbundenen Mann durch Erzbischof Tagino von Magdeburg die bischöfliche Weihe ertheilen, widersetzte sich aber entschieden der Ausführung seiner Mission und rieth ihm in Deutsch-

land zu bleiben. So in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, begab ſich Brun nach Querfurt, der Burg ſeiner Ahnen.

Ueber die ſpäteren Schickſale Bruns waren wir bisher ſehr ungenügend unterrichtet; erſt bei ſeinem Märtyrertod (1009) ward er wieder in der Geſchichte genannt, nachdem er fünf Jahre lang den Blicken völlig entſchwunden war. Nur ſoviel wußten wir aus einer beiläufigen Nachricht ſeines Schulgefährten Thietmar, daß er allen Hinderniſſen zum Trotz nicht lange geruht und eine weite, mühſelige Reiſe unternommen hatte, ehe er zu den Preußen zog. Niemand ſagte uns, wohin dieſelbe geführt und was ihr Erfolg geweſen ſei. Um ſo erwünſchter ſind deshalb die Aufſchlüſſe, die wir dem neuentdeckten Schriftſtück verdanken, welches ich bereits im Anfange erwähnte. Es iſt ein Brief Bruns an König Heinrich, der einen ziemlich vollſtändigen Bericht über dieſe Reiſe enthält. Der Brief iſt in einer gleichzeitigen Handſchrift der Kaſſeler Bibliothek erhalten und in derſelben von Pertz entdeckt, nicht aber aus dieſer, ſondern aus einer in Hamburg vorgefundenen ſpäten Kopie zuerſt von Hilferding in einer Moskauer Zeitſchrift im J. 1856 veröffentlicht worden. Verbeſſerte Abdrücke ſind dann gleichzeitig von Miklosich in der Slawiſchen Bibliothek und von mir in der Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit beſorgt[1]. Und nun zu den weiteren Schickſalen Bruns, wie er ſie ſelbſt in dieſem Schreiben berichtet.

Als Brun die Unmöglichkeit ſah, ſich nach Polen zu bege-

---

[1]) Der Abdruck Hilferdings in der Zeitſchrift Russkaja besedau I b. p. 1 ff. iſt auch in einer beſonderen Broſchüre von ihm herausgegeben; Mikloſichs Abdruck in der Slawiſchen Bibliothek II. S. 324 ff. giebt manche Correcturen Ph. Jaffés, welche ich bei meiner Recenſion in der erſten Auflage der deutſchen Kaiſerzeit noch nicht benutzen konnte. In den ſpäteren Auflagen iſt der Brief nach der Kaſſeler Handſchrift, welche Jaffé inzwiſchen verglichen hatte, abgedruckt worden.

ben, beschloß er seinen Weg nach Ungarn zu nehmen, wo Stephan der Heilige eben damals mit besonderem Eifer für die christliche Kirche wirkte. Stephan war König Heinrichs Schwager; Bruns Thätigkeit hier konnte Heinrich keinen Anstoß geben. Dennoch entließ der König ihn zürnend und verspottete auch später noch im Kreise der Fürsten den unbezwinglichen Eifer des sächsischen Edling für die Mission. Bruns Wirksamkeit in Ungarn blieb, obwohl er sich mehrere Jahre dort aufhielt, doch nach seinem eigenen Geständniß ohne nennenswerthen Erfolg. Stephan zog gern böhmische und italienische Priester in sein Land; für deutsche Missionare zeigte er wohl aus politischen Gründen geringe Vorliebe. Brun mußte sich daher ein anderes Feld der Thätigkeit wählen. Umsonst suchte ihn noch einmal König Heinrich nach Deutschland zurückzurufen, umsonst ermahnte er ihn noch einmal, sein Leben nicht unbesonnen Gefahren auszusetzen: solche Mahnungen hatten bei Brun, welcher den Märtyrertod mehr wünschte als fürchtete, keinen Erfolg. Er nahm seinen Weg weiter nach Osten und begab sich mit mehreren Gefährten — es scheinen meist Deutsche gewesen zu sein — zu dem russischen Großfürsten Wladimir nach Kiew. Nach langem Schwanken hatte Wladimir sich der griechischen Kirche angeschlossen, für deutsche Missionare war daher auch hier kein Arbeitsfeld. Aber auch nicht auf die Predigt unter den Russen hatte es Brun abgesehen; er wollte vielmehr von Kiew aus zu den Petschenegen ziehen, den grausamsten und wildesten aller Heiden, welche damals an der Südgrenze des Zaarenreichs die Gegenden am untern Don bis zu den Donaumündungen hin bewohnten.

Wladimir nahm die Missionare freundlich auf. Er stellte Brun die Schwierigkeiten seines Unternehmens vor, aber wir wissen bereits, wie wenig Eindruck auf Brun derartige Warnun-

gen machten. So gab der Großfürst endlich nach und geleitete selbst mit seinem Heere die Missionare bis an die Grenze der Petschenegen, welche durch einen dichten Verhau von Strauchwerk gebildet war. Als man dort angekommen, stieg er vom Pferde und führte die Heidenboten durch ein Thor, welches man in dem Verhau antraf. In eigenthümlicher Weise feierte Brun seinen Eintritt in das Heidenland. Mit seinen Gefährten stellte er sich auf einer Anhöhe auf, und das Kreuz in den Händen haltend stimmte er den Hymnus an: „Petre, amas me? pasce oves meas.“ Als der Gesang beendet, ließ der Großfürst noch einmal Brun entbieten: „Ich habe dich an die Grenze meines Landes geführt, aber um Gottes willen bitte ich dich nun, daß du nicht zu meiner Schmach dein junges Leben dem Verderben Preis giebst. Denn dein Loos kenne ich: du wirst morgen schon vor der dritten Stunde ohne Grund und ohne Gewinn des bittersten Todes sterben.“ Brun antwortete dem Großfürsten: „Möge dir Gott so das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden eröffnet hast.“ So schieden sie.

Zwei Tage lang zog Brun durch das Land der Petschenegen, ohne daß ihm und seinen Gefährten Uebles begegnete; erst am dritten Tage, einem Freitag, geriethen sie in Lebensgefahr, wurden aber wunderbarer Weise aus derselben erlöst. Am nächsten Sonntag gelangten sie endlich an einen Hauptort des Volkes; hier wurden sie festgehalten und sollten sofort hingerichtet werden. Man besann sich indessen eines Besseren: das Urtheil wurde aufgeschoben, um zuvor eine allgemeine Volksversammlung zu berufen. Diese Versammlung trat am nächsten Sonntag zusammen, und obwohl die Missionare tausendfach in derselben mit dem Tode bedroht wurden, nahm ihr Schicksal schließlich doch eine günstige Wendung. Brun wußte nehmlich die Häuptlinge

des Volkes zu überzeugen, daß er nur zum Wohle desselben gekommen sei, und sie schützten ihn und seine Gefährten gegen die aufgeregte Masse.

Fünf Monate verweilte Brun unter den Petschenegen, und unerwarteter Weise gewann seine Thätigkeit allmählich den besten Erfolg. Drei Theile des Landes bereiste er selbst, und seine Predigt fand aller Orten williges Gehör; auch von dem vierten Theile kamen zu ihm Boten der Häuptlinge, um sich mit ihm über die Annahme des Christenthums zu verständigen. Nichts war ihm aber bei seinem Werke förderlicher, als daß es ihm gelang einen dringend gewünschten Frieden zwischen dem russischen Großfürsten und den Petschenegen in befriedigender Weise zu vermitteln. Zur Sicherung dieses Friedens begab er sich dann noch einmal nach Kiew zurück und vermochte den Großfürsten, seinen Sohn als Geißel den Petschenegen zu senden; den russischen Prinzen begleitete ein Gefährte Bruns, den er zum Bischof des neubekehrten Volkes geweiht hatte. Wir wissen, daß die Predigt Bruns bei den wilden und unruhigen Petschenegen keinen dauernden Erfolg gehabt hat; aber nichtsdestoweniger schien augenblicklich der Gewinn ein unermeßlicher, und je unerwarteter der Erfolg war, desto höher hob er Bruns Muth und feuerte ihn zu anderen größeren Unternehmungen an. Ohne auf König Heinrich nun weiter zu achten, begab er sich im Jahre 1008 zu Herzog Boleslaw nach Polen; seine Absicht ging bereits auf nichts Geringeres, als das Heidenthum in Preußen und unter den Liutizen völlig zu vernichten. „Die harten Herzen dieser Heiden unter dem Beistande des heiligen Geistes zu bekehren", sagt er, „muß nun unsere Arbeit sein; allen Eifer müssen wir unermüdlich darauf verwenden, wie es der heilige Petrus fordert."

Herzog Boleslaw war hocherfreut, als Brun mit seinen

Gefährten bei ihm erschien und versprach ihn mit allen seinen Mitteln zu unterstützen. Aber dennoch sah sich Brun bald aufs Neue in seinen Unternehmungen behindert. Boleslaw konnte über seine Hülfskräfte damals nicht frei verfügen, da er derselben in ihrem ganzen Umfange gegen das deutsche Reich bedurfte. Zwar hatte er im Herbste 1005 zu Posen einen Frieden mit König Heinrich geschlossen, aber schon im Sommer 1007 war der Krieg aufs Neue, und zwar mit um so größerer Erbitterung ausgebrochen. Dennoch ruhte Brun auch jetzt nicht ganz. Er berichtet selbst, wie er einen seiner Gefährten zum Bischof geweiht und mit mehreren Begleitern über das Meer nach Schweden gesandt, wie der König der Schweden — es kann nur Olaf der Schooßkönig gemeint sein — den Predigern willig das Ohr geliehen und mit einem Theile des Volkes die Taufe angenommen habe. Daß das Christenthum damals in Schweden festen Fuß zu fassen begann, wußten wir längst; aber unbekannt war der Antheil, den daran unser Preußenapostel gehabt hat, wie auch kein Wort über seine Thätigkeit unter den Petschenegen vordem in unseren Quellen verlautete.

Und in welch' einem eigenthümlichen Lichte erscheint nun das Wirken des merkwürdigen Mannes! Fürst von Geburt, Mönch durch Wahl, dem deutschen Könige verwandt und dem römischen Papste vertraut, noch ganz von den großen Ideen der Ottonischen Zeit erfüllt und zugleich doch schon vorarbeitend den hierarchischen Plänen Roms, die erst unter Gregor VII. klar an das Licht traten, vermittelt er in sich gleichsam alle Gegensätze seines Jahrhunderts; in seiner Natur verbindet sich auf die seltsamste Weise der Hang zur Beschaulichkeit mit dem Bedürfniß rastloser Thätigkeit, die Zähigkeit des sächsischen Charakters mit der leidenschaftlichen Erregtheit des Südländers. Vom schwarzen

Meer bis zur baltischen See und über dieselbe hinaus erstreckt sich seine Thätigkeit; vor keiner Gefahr erbebt er, keine Warnung hört er: er vernimmt nur die Stimme des heiligen Petrus und folgt ihr, wohin sie auch ruft. Andere deutsche Missionare hatten vordem sich auf die Macht der deutschen Kaiser und des Reiches gestützt; ihn hat sein König verlassen, bei den Fürsten der Magyaren, Russen und Polen muß er Unterstützung suchen, und auch da wird sie ihm versagt oder doch nur zögernd gewährt. Den letzten Resten des Heidenthums im Abendlande droht er den Untergang, und doch hat er keine anderen Waffen als seine Begeisterung für die Sache Gottes, seine Energie und seinen Muth. Das hält ihn immerdar aufrecht, daß er den Märtyrertod als den schönsten Lohn seiner Mühen ansieht.

Der Zweck des interessanten Schreibens, dem wir diese Aufschlüsse über Bruns Schicksale und Persönlichkeit verdanken, ist deutlich ausgesprochen. Nichts anderes beabsichtigte Brun mit demselben, als Heinrich und Boleslaw auszusöhnen und den Bund der Deutschen mit den heidnischen Liutizen zu trennen. „Unter zwei großen Uebeln", sagt er, „leidet vor Allem jetzt die Mission: unter dem Bund des Königs mit den Liutizen und unter seiner Feindschaft gegen Herzog Boleslaw." Die Schuld dieser Feindschaft sieht er nicht so sehr in Boleslaw, „den er — ich gebrauche seine eigenen Worte — liebt wie seine Seele und mehr als sein Leben"; er sieht sie vielmehr in König Heinrich. „Mein Gebieter", so redet er ihn an, „du bist kein schwächlicher Fürst, was auch nicht taugen würde, sondern ein gerechter und strenger Regent, wie es recht ist. Aber sei auch gnädig und versuche einmal nicht allein mit Gewalt, sondern auch mit Güte zu herrschen. Dann wirst du überall Frieden haben, während du jetzt an drei Orten zugleich Krieg führen mußt. Sei gütig und lege

die Härte ab, wenn du dich mit Boleslaw versöhnen willst; höre auf ihn zu verfolgen, wenn er dir gern dienen soll." Man sieht, er führt eine sehr 'offene Sprache gegen König Heinrich, den man den Heiligen genannt hat und dessen Charakter man aus diesem Briefe besser erkennt, als aus den gangbaren Lehrbüchern der Geschichte.

Bruns Versuch, Heinrich für Boleslaw zu gewinnen, scheiterte, wie wir wissen; erst vier Jahre nach Bruns Tode hat Heinrich seinen zweiten Frieden mit den Polen geschlossen. Auch Bruns Bitte, daß der König ihn bei den Missionen unter den Preußen und Liutizen mit Rath und That unterstützen möchte, hat keinen Erfolg gehabt. Selbst Boleslaw konnte ihm unter den schwierigen Verhältnissen, in denen er stand, keinen erheblichen Beistand für den Augenblick gewähren. Dennoch sehen wir Brun bald nach Absendung des Briefes — er ist im Winter des Jahres 1008 geschrieben — die Reise nach Preußen antreten. Er folgte nun unmittelbar der Straße, die ihm Adalbert gewiesen hatte und die ihm so lange versperrt schien.

Wie er, der deutsche Mann, sich mehr und mehr in das Andenken des böhmischen Märtyrers versenkt hatte, zeigt uns vor Allem seine Biographie Adalberts, die uns noch jetzt in doppelter Bearbeitung erhalten ist. Sie ist bereits im Jahre 1004 in der ersten Gestalt abgefaßt; nicht, wie man gemeint hat, in Polen, sondern in Ungarn, wo Brun mit Radla, dem vertrautesten Freunde Adalberts, zusammentraf. Radlas Mittheilungen gaben die nächste Veranlassung nach der älteren Arbeit des Johannes Canaparius eine zweite Darstellung der Geschichte Adalberts zu widmen. Bruns Arbeit ist meines Erachtens meist über Gebühr gegen die ältere Biographie zurückgesetzt worden. Zwar ist nicht zu leugnen, daß er sich manche Ungenauigkeiten, ja selbst

arge Versehen hat zu Schulden kommen lassen — so wird z. B. Danzig mit Gnesen identificirt —; auch ist der Stil hart, voll Barbarismen, oft dunkel. Aber liest man sich tiefer in das Buch hinein, so ist es doch überaus anziehend. Nicht für die Persönlichkeit Adalberts allein, auch für die Zeitgeschichte im Allgemeinen bietet es die wichtigsten Aufschlüsse. Ich wüßte keine Quelle, die uns ein anschaulicheres Bild von der Regierung Otto II. gäbe, als man es hier in wenigen, aber scharfen Umrissen findet. Ueber die Anfänge des Christenthums in Ungarn erhält man hier einzig und allein sichere, auf unmittelbarer Kenntniß der Verhältnisse ruhende Nachrichten.

Was aber vor Allem an das Buch fesselt, ist doch der wundersame Geist des eigenthümlichen Mannes, wie er sich klar in der Darstellung spiegelt. Obschon Mönch durch und durch, ganz der Askese und mystischen Anschauungen hingegeben, zeigt er doch einen bewunderungswürdigen Scharfblick für die Zustände seiner Zeit, für die Realität der Dinge. Mit einem Freimuth ohne Gleichen spricht er von den Mächtigen dieser Erde, obwohl er nahe und unmittelbar mit ihnen verkehrt. Er fühlt wie ein Deutscher: mit welchem Schmerz spricht er davon, wie die Blüthe der blonden Germania unter den Schwerdtern der Sarazenen in der Unglücksschlacht Otto II. sank; wie hebt sich sein Ton, wenn er der goldenen Tage Ottos des Großen gedenkt! Aber doch kennt er auf Erden noch eine andere Stätte, die sein Herz mit stärkeren Banden gefesselt hält, als die Heimath: es ist Rom, „die Mutter der Märtyrer, das Haus der Apostel, das goldene, große, süße Rom“; er ermüdet nicht, immer neue Ehrennamen für diese Stadt seiner Liebe zu suchen. Wohl versichert er den deutschen König seiner Treue; aber er kennt noch höhere Gewalten, die über ihn gebieten: den Papst zu Rom, den heiligen

Petrus und die heilige Jungfrau. Es ist auffallend, daß der Mariendienst, später ein so wichtiges Moment für die Christianisirung Preußens, schon in Adalbert und Brun hervortritt. „Erhebe dich, Maria, du Stern ob dem Meere," ruft Brun aus, „und zeige uns die Wege, und du, heiliger Petrus, führe uns; wer dir folgt, geht nimmer vergeblich!" Wie ein phantastischer Träumer erscheint Brun uns oft, und doch ist er ein lebensvoller, energischer Mensch. Eine Kraft, eine Wahrheit wohnt in seinen Worten, welche das Herz trifft. Der gewaltigste Drang nach einer umfassenden Thätigkeit und zugleich eine unendliche Sehnsucht, von den Banden dieses Erdenlebens befreit zu werden, leben im ausgesprochensten, unvermittelten Gegensatz in seiner Seele, und gerade dieser Gegensatz, der Andere hemmt, giebt seinem Geiste immer neue Schwingen.

Von Bruns letzter Reise und seinem Tode wissen wir wenig. Die einzige einigermaßen verläßliche Kunde verdanken wir seinem Schulgefährten, dem schon öfter erwähnten Thietmar. Er berichtet in aller Kürze: der Erfolg der Predigt sei in Preußen gering gewesen, dennoch sei Brun bis in die östlichsten Gegenden des Landes, bis an die Grenzen der Russen vorgedrungen; hier sei er mit seinen achtzehn Begleitern gefangen gesetzt und sie sämmtlich am 14. Februar 1009 enthauptet worden; die Leichen seien unbeerdigt geblieben, bis sie Herzog Boleslaw für Geld von den Preußen als Märtyrerreliquien eingelöst habe. Was Thietmar meldet, war wohl Alles, was Boleslaw von den Preußen über Bruns Ende ermittelt hatte. Es gab keine anderen Zeugen, als sie; Bruns Gefährten hatten sämmtlich mit ihm den Tod erlitten. Die Legende weiß freilich mehr zu berichten. Zufällig können wir in diesem Falle ihre Quelle genau bezeichnen; sie ist nicht eben vom lautersten Wasser. Bald nachher zog

nämlich ein blinder Kleriker, mit Namen Wigbert, bettelnd in Deutschland umher; er gab sich, um das Mitleid zu erregen, für einen Gefährten Bruns aus, der dem Tode wunderbar entronnen sei. Viel wußte er da von dem gottseligen Ende der deutschen Märtyrer zu erzählen. Wigberts Erzählung wurde geglaubt, aufgezeichnet und ist uns noch jetzt in einer solchen Aufzeichnung erhalten; sie ist meines Erachtens die Quelle aller weiteren Ausbildungen der Legende.

Für Bruns Andenken ist wenig geschehen. Er fand keinen Biographen wie Adalbert, Kirchen sind ihm zu Ehren, so viel ich weiß, weder in Preußen noch an anderen Orten errichtet. Selbst als die deutschen Ritter nach Jahrhunderten in dieses Land kamen, haben sie für die Glorie des böhmischen Märtyrers ganz anders gesorgt, als für das Andenken jenes deutschen Blutzeugen, der doch recht eigentlich ihr Vorläufer gewesen war. Die Stadt Braunsberg soll von ihm den Namen erhalten haben; andere Erinnerungszeichen an ihn sind mir nicht bekannt. Um so eher darf vielleicht dieser Versuch, die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes hier auf preußischem Boden in das Gedächtniß zurückzurufen, einige Rechtfertigung finden.

Zu viel von Märtyrerkronen habe ich vielleicht, hochverehrte Anwesende, für die Feier dieses Tages geredet. Wir wissen, es giebt noch andere Martyrien als die, welche Adalbert und Brun erlitten; wir wissen, wie dornenreich und thränenschwer vor Allem die Wege der Könige sind, und wem unter uns fiele dies heute nicht besonders bang auf die Seele? Aber nicht aus so trüben Anschauungen heraus hatte ich meinen Stoff gewählt, und am

wenigsten möchte ich jetzt, zum Schluß eilend, mich denselben hin-geben. Lassen Sie mich vielmehr mit einem freudigen Aufblick schließen.

Ideen, welche eine große Zukunft in sich tragen, gehen langsamen, aber desto sichereren Schritts ihrer Verwirklichung in der Geschichte entgegen. Brun unterlag, aber nicht der Gedanke, der ihn beherrschte. Nach mehr als zwei Jahrhunderten wurde Preußen eng an Rom gebunden, wie er es gewollt hatte, und Deutsche waren es, die seine Absichten in ihrer Weise durchführ-ten. Das Band mit Rom hat sich in der Folge gelockert, das Band mit Deutschland immer fester und fester gezogen. Das Geschlecht der Hohenzollern herrscht jetzt über Bruns Geburts-stätte und über dieses Preußenland, wo er den Tod fand. Der Name Preußen, der in jener Zeit zuerst hervortrat, hat eine Bedeutung für Deutschland gewonnen, daß Deutschland ohne Preußen und Preußen ohne Deutschland nicht mehr gedacht wer-den kann. Freilich ist das Preußen, von dem ich hier rede, nicht allein das alte Preußenland; der Name und die Bedeutung Preußens sind unermeßlich gewachsen, und damit ist auch seine geschichtliche Aufgabe wesentlich verändert und erhöht worden. Das Preußen unserer Tage hat von Deutschland nicht so sehr zu empfangen, als ihm zu geben: voranleuchten kann und soll es Deutschland in der Macht des Geistes, die Spitze nehmen in Allem unter den deutschen Staaten.

Sie wissen, hochverehrte Anwesende, daß ich damit die Idee berührt habe, welche recht eigentlich den Mittelpunkt der Re-gierung Friedrich Wilhelm IV. bildet: da liegt der Kern dieses Regiments unzerstörbaren Andenkens in der Geschichte Preußens und Deutschlands. Aber große Ideen, wie ich eben in an-derer Verbindung sagte, gehen langsamen Schritts ihrer Ver-

wirklichung entgegen — sind sie indessen zum Ziel hindurchgedrungen, so ziemt es sich dankbar zurückzublicken auf die, welche ahnenden Geistes für ihre Verwirklichung gearbeitet, gekämpft und gelitten haben. Gott erhalte und segne den König!

Die

Entwickelung des deutschen Volksbewußtseins.

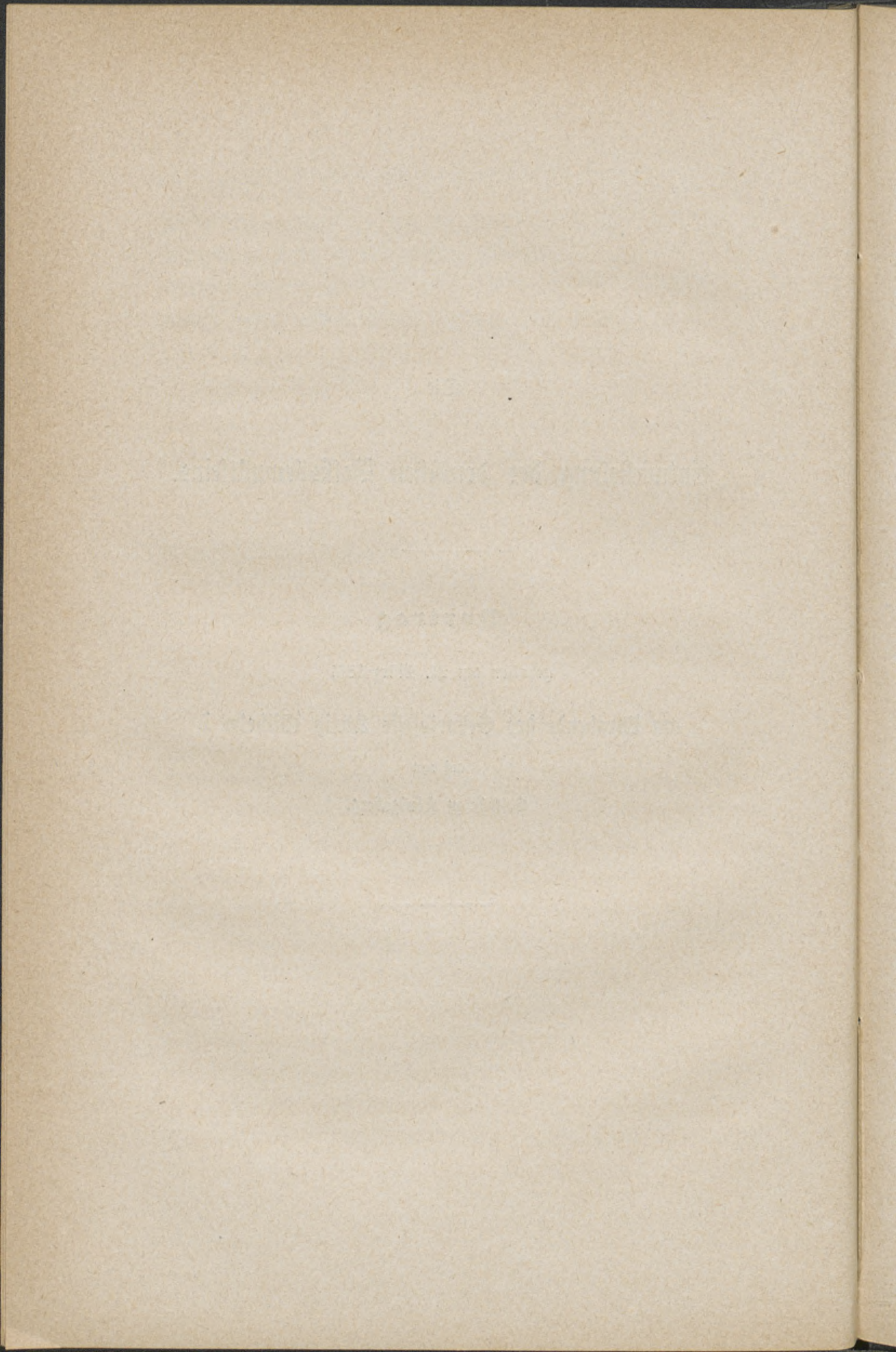
Vortrag

gehalten am 21. März 1861

am Vorabende des Geburtsfests König Wilhelm I.

auf dem

Schlosse zu Königsberg.



Indem ich, hochgeehrte Versammlung, die historische Entwickelung des deutschen Volksbewußtseins zum Gegenstande dieses Vortrags wähle, entgeht mir nicht, daß ich dabei eine brennende Frage in der Tagespolitik: die Nationalitätenfrage berühre. Brennend nicht allein deshalb, weil sie die Gemüther der Zeitgenossen beunruhigt und zu schleuniger Lösung drängt, sondern nicht minder, weil sie Feuerstoff genug in sich enthält, um Städte und Länder zu verheeren; halten sich doch Manche überzeugt, daß sie allein genüge, um das alte Europa in eine Brandstätte zu verwandeln, aus deren Asche sich das neue wie ein Phönix erhebe.

Von welcher Seite diese Frage in ihrer ganzen furchtbaren Bedeutung für unsere Zeit erkannt und zum Hebel einer weitausgreifenden Politik gemacht ist, weiß jedermann. Ebenso liegt vor den Augen aller Welt, daß sie bis jetzt vorzugsweise benutzt wird, um die Machtverhältnisse deutscher Staaten zu schädigen. Durch die Aufwerfung derselben war keine der Großmächte von vorn herein mehr gefährdet als Oesterreich, und der reißende Fortschritt, welchen der Glaube an das Nationalitätsprincip machte, hat den Kaiserstaat aus einer Gefahr in die andere geworfen. Aber auch unserer preußischen Monarchie, obschon scheinbar weniger von der Frage berührt, tritt sie schon

nahe genug in den Forderungen, welche die Polen im Namen desselben Princips erheben, welches in Italien, Ungarn und in anderen Ländern eine so glänzende Anerkennung gewonnen hat. Und wenn in Schleswig der Versuch gemacht wird, das deutsche Element zu unterdrücken, um das dänische zur vollen Herrschaft zu bringen, so trifft dies zwar nicht unmittelbar einen einzelnen deutschen Staat, aber es greift in die Verhältnisse und an die Ehre aller deutscher Staaten und der ganzen deutschen Nation.

Ob nun auch Viele meinen, daß die Interessen der einzelnen deutschen Staaten nicht unbedingt mit den Interessen der gesammten Nation zusammenfallen, so ist doch nicht minder klar, daß erhebliche Einbußen an Macht und Einfluß, welche irgend welche deutsche Staaten erleiden, das Gewicht des deutschen Elements in den allgemeinen Angelegenheiten Europas vermindern, das Ansehen der ganzen Nation herabdrücken müssen. Kommt die Bewegung der Nationalitäten, in deren Mitte wir stehen, wirklich zu dem angebahnten Ziele, so werden in der That die Deutschen nicht allein allen und jeden Einfluß auf das Ausland verlieren, sondern sich auch bald nach allen Seiten von einheitlich und stark organisirten Staaten anderer Nationalitäten umgeben sehen, welche in der Erinnerung an die Vergangenheit Mißtrauen und Scheelsucht, um nicht stärkere Worte zu gebrauchen, gegen alles Deutsche hegen und nähren.

Eine solche Consequenz der Thatsachen wird nicht allgemein jetzt zugegeben, doch sie wird nach meiner Ueberzeugung in allen Kreisen unseres Volkes begriffen werden, sobald fremde Nationen nur noch zwei oder drei Siege auf Kosten der historisch begründeten Ansprüche deutscher Staaten erringen. Dann wird sich aber das deutsche Volk gewiß einmüthig gegen seine Widersacher erheben und ihnen nicht mehr allein mit den Buchstaben

der Verträge entgegentreten, sondern vielmehr das Recht seiner eigenen Nationalität gegen sie wenden. Dann wird sich auch, so hoffen wir, klärlich erweisen, daß unser Volk trotz seiner weit über ein Jahrtausend hinausreichenden Entwickelung unerschöpft, mit dem Siegel der Macht bei seinem ersten Eintreten in die Geschichte gestempelt und noch heute dieses Signum unverkennbar tragend, dessen Kämpfe und Siege sich von den Blättern der alten Geschichte bis auf die zuletzt beschriebenen der jüngsten Zeit hindurchziehen und daß vielleicht noch größere Erfolge auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, wie in allen geistigen Bestrebungen gewonnen hat — daß dieses unser Volk nicht allein ein gleiches Recht mit anderen Nationen, sondern noch ein höheres besitzt, daß die deutsche Nation ihren Adel für kein leeres Wort hält. Denn zuletzt wird es mit dem Recht der Nationen doch kaum anders stehen, als mit dem Recht der einzelnen Persönlichkeiten. So unbestreitbar gewisse gleiche Ansprüche einer jeden Individualität zukommen, hat doch der geistesmächtige und thatkräftige Mann nicht allein das Anrecht, sondern auch die Pflicht, einen Einfluß auf seine Umgebung zu üben, welchen der Minderbegabte und Schwächere nicht gewinnen kann und nicht gewinnen soll, da er dem Ganzen nur schaden würde, wo jener nützt.

Ich gehe diesen Gedanken nicht weiter nach. Mit welcher Vorsicht ich auch meine Worte wähle, sie streifen doch an Wirren unserer Zeit, welche nur zu leicht die Leidenschaft erregen — und ich weiß, was ich Ihnen und diesem Orte schulde. Auch thun diese kurzen Bemerkungen hinreichend dar, weshalb ich gerade diesen Stoff und weshalb gerade jetzt ihn wähle. Im Weiteren habe ich es nur mit der Geschichte zu thun, und die Geschichte hat eher eine beruhigende als aufregende Macht. Wer sich in ihren Gang vertieft, gleicht dem Wanderer auf

einem Friedhofe. Rings um ihn die Denkmale der Vergänglichkeit und Verwesung, aber inmitten derselben erhebt sich der Geist zu dem im Wechsel Bleibenden, und die Seele gewinnt so Halt und Fassung.

Kein Volk des Abendlandes kann seine Geschichte weiter zurück verfolgen, als wir Deutsche; keines hat eine reichere und mannichfaltigere Entwickelung gewonnen. Diese auch nur in ihren Spitzen zu bezeichnen, wäre ein Werk langen Athems; es hieße in diesem Kreise auch die Geduld nur mit Wiederholung altbekannter Dinge ermüden. Meine Absicht geht lediglich dahin, an einzelnen hervorstechenden Thatsachen unserer Geschichte darzuthun, wie das nationale Bewußtsein der Deutschen im Laufe der Zeit von dunkler Ahnung zu immer größerer Klarheit gediehen, wodurch es geweckt und genährt ist und wie es sich jetzt bethätigt. Unbekanntes wird auch da nicht zu sagen sein, aber vielleicht bietet doch das enge Zusammenrücken weit durch die Jahrhunderte getrennter Zustände und Vorgänge in ihrer gemeinsamen Beziehung auf das Wachsthum des nationalen Gedankens Ihnen einiges Interesse.

Die Urgeschichte unseres Volkes hängt, wie jedermann weiß, mit der Geschichte jener in Mittel- und Nord-Europa weit verbreiteten germanischen Stämme zusammen, welche der große Julius Cäsar mit scharfem Blick zuerst von den Kelten deutlich unterschied und als eine besondere Völkergruppe hinstellte. So irrig es auch ist, Germanen und Deutsche in dem Maaße zu identificiren, wie es oft geschieht, die Wurzeln unserer deutschen Geschichte greifen dennoch so tief in die Verhältnisse der germanischen Ur- und Vorzeit hinein, daß man unmöglich die Entwickelung unserer Nationalität von ihren Anfängen verfolgen kann,

ohne von den germanischen Zuständen auszugehen. Das Glück hat gewollt, daß diese Zustände einen Schriftsteller Roms angezogen haben, der zu den größten aller Zeiten zählt und überdies einen feineren Sinn für ethnographische Verhältnisse besaß, als er sonst den Schriftstellern des Alterthums beizuwohnen pflegte. Die Germania des Tacitus mit ihren wenigen Blättern ist für das Studium unserer nationalen Geschichte ein Buch von unberechenbarer Bedeutung. Seit Jahrhunderten schöpft unsere Wissenschaft aus demselben, ohne es erschöpft zu haben; wir danken ihm sichere Ausgangspunkte, von denen jede historische Betrachtung unserer Verhältnisse anheben muß, und man hat nur einmal einen Blick in die dunkelen Anfänge anderer Geschichten zu werfen, um zu begreifen, wie viel mit der Germania für unsere Urgeschichte gewonnen ist. Gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ist das Buch geschrieben, aber es schildert Zustände, die im Wesentlichen seit unvordenklichen Zeiten dauerten, da die Germanen mit großer Zähigkeit an dem Herkommen hielten. Die Zustände der Sachsen und Friesen waren noch nach sieben Jahrhunderten, die der Schweden nach einem Jahrtausend denen überaus ähnlich, die Tacitus darstellt. Selbst ein Jahrtausend hatte wenig da geändert, wo sich das germanische Leben frei von starken äußeren Einflüssen erhielt

Tacitus zeigt uns nun die Germanen politisch in der größten Zersplitterung. Die Nation — wenn man von einer solchen damals reden kann — zerfällt in eine große Zahl kleiner Stämme und damit kleiner Staaten, die in sehr verschiedener Weise geordnet sind, obschon eine Mischung von fürstlicher Gewalt und Gemeindefreiheit bei allen die staatliche Grundlage bildet. Bei manchen Stämmen herrschen Erbkönige aus uraltem, bis in die mythische Götterzeit hineinragendem Adel, bei anderen Gerichts-

herren und in Kriegszeiten Herzöge, durch Wahl aus der Mitte der freien Männer erhoben; die Rechte der Gemeinde sind bei einem Stamme größer, bei dem anderen geringer. Die Stämme stehen zum großen Theil ohne alle politische Verbindung neben einander; sie bekriegen sich gegenseitig und öfters mit solcher Erbitterung, daß ganze Völkerschaften vertilgt werden. So ist es namentlich bei den Germanen des Westens, während die östlichen Stämme allerdings schon in einer näheren Verbindung erscheinen und sich hier über den einzelnen Stammesnamen der gemeinsame, weitumfassende der Sueven erhebt. Aber als gemeinsam den suevischen Stämmen werden doch vorzugsweise bestimmte Religionshandlungen und Eigenthümlichkeiten der Tracht hervorgehoben. Daß die Sueven auch staatlich durch eine Bundesverfassung geeinigt waren, ist nicht unwahrscheinlich, aber jedenfalls war der politische Verband ein loser und hatte nur kurze Dauer.

Zersplitterung und Zwietracht sind Tacitus recht eigentlich die hervortretenden Kennzeichen der germanischen Verhältnisse, und die Sicherheit Roms vor germanischer Ueberwältigung sieht er nur dann verbürgt, wenn sich diese Zersplitterung und Zwietracht erhalten. Deshalb fleht er die Götter an, daß die Germanen nicht zum Gefühl ihrer Einheit kommen. Denn daß sie eine solche bilden, entgeht ihm nicht. Es ist, sagt er, ein Volk ursprünglich und unvermischt, eigenster Art und nur sich selbst gleich, und sein Buch hat zunächst den Zweck, die Römer über diese eigene Art der Germanen aufzuklären. Offenbar meint Tacitus, daß sie trotz ihrer gemeinsamen Nationalität ohne das Bewußtsein derselben seien, und hat dazu guten Grund. Aber Ahnungen, daß sie Alle einem großen Ganzen angehörten, daß es ein Gemeinsames gab, welches sie von anderen Völkern unter-

schied und unter einander verband, waren dennoch vorhanden. Zwar hatten sie, unseres Wissens, keinen Volksnamen, unter dem sie sich alle begriffen — Germanen nannten sie nicht sich selbst, sondern die Kelten gaben ihnen diesen Namen, welchen Römer und Griechen dann weiter verbreiteten — aber sie führten sich doch auf einen Stammvater zurück, den Mann, den Sohn des erdgebornen Gottes Tuisco; von Manns Söhnen, meinten sie, seien die einzelnen deutschen Stämme entsprossen, ständen also in brüderlichen Verhältnissen zu einander. Und wie hätte ihnen auch, sobald sie mit anderen Völkern in Berührung kamen, entgehen können, daß sie in Sprache und Sitte sich ebenso nahe standen, wie sie sich von anderen Nationen unterschieden? Am deutlichsten trat ihnen vielleicht in der Religion ihre Gemeinschaft entgegen, da ja das religiöse Leben bei allen Naturvölkern mächtig zu sein pflegt und gerade die germanischen Stämme ein besonders starker Zug zu dem Uebersinnlichen von jeher gekennzeichnet hat. In solcher Ahnung nationalen Zusammenhangs sehen wir denn auch schon in den ältesten Zeiten die Germanen öfters gemeinsam handeln. Denn was anders verbindet sie zu dem heldenmüthigen Widerstand gegen die in ihr Land eindringenden Römer? Armin vertheidigt doch nicht die Sache der Cherusker allein: er ist der Vorkämpfer ganz Germaniens und wirft einen tiefen Haß auf Marbod, der sich der Sache des Vaterlandes entzieht. Aber, ob solche dunkele Ahnung in den alten Germanen lebte, von der Ahnung zum Bewußtsein ist ein weiter Weg, den manches Volk, wie mancher Mensch, nie zurücklegt.

Etwa hundert Jahre nach Tacitus begann ein gewaltiger Umschwung in den Verhältnissen der meisten Germanen, der nur die nordischen oder scandinavischen Stämme (die Nordmannen)

wenig oder gar nicht berührte. Im mittleren Europa gaben damals die kleinen germanischen Stämme ihre Besonderheit auf und verschmolzen zu größeren Stammgruppen, zu umfassenderen Gemeinwesen. Was bisher selbständige Volkschaft war, wird Theil eines größeren Ganzen; die Bedeutung des Staats geht auf die Gesammtheit der zu einer neuen Stammeseinheit verwachsenden Volkschaften über. Die alten Stammesnamen verschwinden zum großen Theil, um nie wieder aufzuerstehen. Neue Namen tauchen auf, die bis auf den heutigen Tag unter uns fortleben, wie die Namen der Sachsen, Alemannen, Baiern. Wo sich die alten Namen erhalten, gewinnen sie eine veränderte und allgemeinere Bedeutung, wie bei den Friesen, Longobarden, Gothen u. s. w. Zu derselben Zeit nimmt auch die monarchische Gewalt bei den Germanen einen kräftigen Aufschwung. Wo das Königthum von Alters her bestanden hatte, wird seine Gewalt verstärkt; Stämme, die dasselbe nicht gekannt hatten, werden königlich; wo sich das Königthum nicht durchsetzt, wird das Herzogthum mindestens eine stätige Macht, deren Unterschied von der königlichen kaum in etwas anderem ruht, als daß die Herzöge ihren Stammbaum nicht zu den Göttern der Mythenzeit hinaufführen können. Nur bei den Sachsen und Scandinaviern erhält sich damals noch die alte Freiheit der Gemeinden unbeschränkt; sonst bildet sich bei allen Germanen die monarchische Gewalt durch, die Gemeindefreiheit vielfach beschränkend, aber nirgends geradezu aufhebend. Die neu erwachsenen umfassenderen Stammesstaaten werden sogleich zu Stammesreichen; indem die Germanen sich zu größeren Gemeinwesen vereinen, stellen sie auch sofort einheitlichere Gewalten an die Spitze derselben.

Sehr viel war damit für eine größere Einigung des germanischen Lebens gewonnen. Was diesen Umschwung herbei=

geführt hat, meldet keine Ueberlieferung und wird immer ein Räthsel bleiben. Wahrscheinlich begann er unter großen Bedrängnissen von äußeren Feinden, wohl zur Zeit des Vordringens der slawischen Völkerschaften; zum Abschluß kam die Entwickelung erst unter den Stürmen der großen Völkerwanderung. Was die geeintere Kraft der Germanen vermöge, trat da sogleich an den Tag. In der Zersplitterung hatten sie Jahrhunderte lang sich der Römer mit Mühe erwehrt: jetzt unter ihren Königen und Herzögen gingen sie zum Angriff über und erfochten Siege auf Siege. Die Geschichte dreier Jahrhunderte verläuft sich in einer selten unterbrochenen Reihe germanischer Waffenthaten. Kaum eine Provinz des römischen Reiches gab es, wo sich germanische Heere mit römischen nicht gemessen und sie besiegt hätten. Mehr als einmal haben die Gothen Macedonien, Griechenland und die asiatischen Landschaften durchzogen; mehr als einmal haben sie vor den Thoren von Constantinopel gestanden. Und indessen fiel Rom in Alarichs Hände, und die römischen Provinzen des Abendlandes wurden von den Germanen erobert und zu germanischen Stammesreichen umgestaltet.

Die Zerstörung des alten Römerreiches im Abendlande ist die folgenreichste That der Germanen in der Weltgeschichte, das unmittelbare Resultat ihrer geeinteren Kraft. Von den scandinavischen Völkern abgesehen, giebt es kaum einen germanischen Stamm, der nicht zu ihr mitgewirkt hätte. Insofern kann sie als gemeinsame That der Germanen gelten. Aber aus dem Bewußtsein einer Allen gemeinsamen Nationalsache gegen das Römerthum ist sie mit Nichten hervorgegangen. Die germanischen Könige und Führer stritten jeder auf eigene Hand und verfochten jeder ein besonderes Interesse; nur eine ihnen unbewußte Macht leitete ihre Unternehmungen zu demselben Ziele. Das große

Endergebniß mit seinen Folgen haben sie weder geahnt noch angestrebt; wiederholentlich haben sie sogar der Erhaltung des römischen Reiches ihre Waffen geliehen, wiederholentlich selbst eine Herstellung desselben versucht. Es geschah mehr, was sie nicht wollten, als was sie wollten; sie waren gleichsam die willenlosen Werkzeuge des Verhängnisses.

Eine Ahnung nationalen Zusammenhangs haben wir schon in den frühesten Zeiten bei den Germanen bemerkt: hat sie fortgelebt und fortgewirkt in den großen germanischen Reichen, die sich aus dem Ruin des römischen Kaiserreiches im Abendlande bildeten? Haben die Germanen sie in die weite Ferne mit hinaus genommen, die sie jetzt großentheils von der alten Heimath trennte? Daß diese Ahnung in der Fremde ganz erloschen sei, ließe sich nicht behaupten; sie klingt ab und zu in den Sagen und Liedern wieder, die dort inmitten der Kämpfe erwuchsen und in vielfachen Abwandlungen ein Eigenthum aller germanischen Völker wurden. Aber doch hat das Gefühl der Gemeinsamkeit bei den Germanen gerade in dieser Zeit ihrer großen Eroberungen eher an Kraft verloren, als gewonnen. Vieles trug dazu bei. Fast in allen germanischen Reichen blieb eine starke römische Bevölkerung zurück, die mit ihrer Sprache und ihren Sitten täglich und unmittelbar auf die Eroberer wirkte und die alten nationalen Traditionen abschwächte. Ueberdies standen die germanischen Herrscher meist in Krieg mit einander oder beobachteten doch eifersüchtig einer das Wachsthum des anderen; die einzelnen Reiche schlossen sich politisch fester und schroffer ab, als es die kleinen Volksstaaten der Urzeit gethan hatten und zu thun vermochten. Das Stammesbewußtsein, in einem größeren staatlichen Organismus nun befriedigter, bildete sich weit bestimmter und mächtiger aus und drängte jene dunkele Ahnung eines natürlichen weiteren

Zusammenhangs, der sich äußerlich kaum noch geltend machte, mehr und mehr zurück. Vor Allem aber trennte jetzt die Religion die Germanen. Das Christenthum hatte bei ihnen Eingang gefunden und zwar von Anfang an in verschiedenen, sich feindselig gegenüberstehenden Bekenntnissen. Mehrere Stämme wandten sich dem Arianismus[1]) zu, andere dem katholischen Dogma. Daneben blieben manche Stämme bei dem alten Götterdienst, und bei nicht wenigen kämpfte der neue Glaube noch mit dem alten. Das einst Alle umschlingende Band der Religion war somit gelöst: religiöse Differenzen spalteten die Germanen und haben Jahrhunderte lang viel stärker auf sie gewirkt, als alle Ahnungen einer natürlichen Einheit.

Das Römerthum, obwohl überwunden, behielt einen stärkeren Zusammenhalt, als ihn die Germanen jemals besessen hatten und namentlich jetzt besaßen. Hieraus erklärt sich, daß es in Kirche, Sitte und Sprache doch fast überall wieder die Oberhand gewann und die germanische Art auf dem neu gewonnenen Boden dauernd sich nur da erhielt, wo die römischen Elemente bei der Eroberung so gut wie vernichtet waren. So erhielt sie sich in England, so am linken Rheinufer, so in den Gegenden zwischen der Donau und den Alpen. In Italien, in Spanien, in dem größten Theil von Gallien wurden die Germanen allgemach romanisirt, und ihre Reiche gingen einem schnellen Verfall entgegen.

In eigenthümlichster Weise verband sich römisches und ger-

---

[1]) Nach dem von Arius zu Alexandria in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts aufgestellten Lehrbegriff war Christus ein Geschöpf des Vaters, wenn auch das erste und vollkommenste, daher dem Vater nur wesensähnlich; nach dem katholischen war er von Ewigkeit her und dem Vater wesensgleich.

manisches Wesen in dem fränkischen Reiche der Merovinger von dessen ersten Anfängen an. Chlodovech und seine Nachkommen herrschten über Länder, die von einer dichten römischen Bevölkerung erfüllt waren; die Haupsitze ihrer Herrschaft waren Mittelpunkte der römischen Verwaltung gewesen. Aber zugleich hatten sie sich weite Gebiete auf beiden Ufern des Rheins unterworfen, wo jene germanischen Zustände, aus denen sie selbst hervorgegangen waren, fortdauerten und selbst das Heidenthum noch bestand. Aber trotz dieser engen und unmittelbaren Verbindung mit rein germanischen Völkern und urgermanischem Boden verfielen die Merovingischen Könige dem Romanismus, und das Frankenreich wäre, wie die anderen Stammesreiche, früh untergegangen, wenn nicht ein Geschlecht aus den germanischen Theilen des Reiches — die Erbgüter lagen zwischen Rhein und Maas — im entscheidenden Augenblick das Reich gerettet und die Herrschaft an sich gerissen hätte. Es war das Geschlecht Pippins von Heristall, das Karolingische Geschlecht, wie man es später genannt hat.

Weltbekannt ist, wie dieses Geschlecht aus dem Dienstadel zum Königthum, dann weiter zur kaiserlichen Gewalt sich erhob, wie es das sinkende Frankenreich aufrichtete und weit über das Abendland ausbreitete, wie es zugleich das Christenthum und mit ihm die Formen der römischen Kirche bei allen Stämmen zwischen Rhein und Elbe zur alleinigen Herrschaft brachte. In dem Reiche Karls des Großen, der in jedem Betracht großartigsten Schöpfung des Mittelalters, geschahen nun Riesenschritte zur Einigung aller der germanischen Völker, welche die Mitte Europas, des jetzigen Deutschland, bewohnten und sich nun bald Deutsche zu nennen anfingen. Zum ersten Mal wurden sie Alle jetzt einem und demselben großen Staatsorganismus einverleibt, zum ersten Mal gleichen kirchlichen Formen

unterworfen, zum ersten Mal erhielten sie dasselbe weltliche, dasselbe geistliche Oberhaupt. Sehr geflissentlich hat Karl die Selbständigkeit der einzelnen Stämme zu brechen gesucht. Die bisherigen Häupter derselben, die Herzöge, hat er aller Orten entfernt, mit der Grafschaft gleiche Formen des Kriegswesens, der Verwaltung und der Jurisdiction überall eingeführt. Bestanden auch die alten Particularrechte der einzelnen Stämme fort — Karl, der überall geschriebene Rechte wollte, ließ sie sogar mehreren Stämmen erst aufzeichnen — so erhob sich doch über jenen die Gesetzgebung der Capitularien als die Grundlage eines Alle beherrschenden Reichsrechtes. Am hartnäckigsten widerstrebten bekanntlich die Sachsen den Karolingischen Einrichtungen, und nie wird vergessen werden, mit welcher furchtbaren Härte Karl ihren starren Stammessinn endlich bezwang. Die Friesen und Sachsen, die Baiern und Schwaben, die Thüringer, die Franken am Main und Rhein und weiter bis zur Mosel und Maas hin — alle diese Stämme, in denen sich noch rein die alte Sitte und Sprache der Germanen erhalten hatte, wurden so politisch und kirchlich verbunden und einander damit näher gebracht, als sie sich jemals bisher gestanden hatten.

Karl sah sich, so viele romanische Völker er auch beherrschte, doch durchaus selbst als einen germanischen Franken an. In Tracht, Sitte und Sprache verleugnete er nicht die Abkunft seines Geschlechtes. Seinen Staat gründete er wesentlich auf germanischen Fundamenten und unterließ Nichts, um immer von Neuem diese Fundamente zu verstärken. Die Erhaltung und Bildung seiner Muttersprache, ihre Anwendung in Kirche und Schule lag ihm am Herzen, nicht minder die Bewahrung der alten kriegerischen Tüchtigkeit und Kraft der Germanen. Wenn sein Kaiserreich auch ein römisches hieß, er

wollte doch, daß der Kern desselben germanisch sein sollte: darin sah er die Grundbedingung der Stärke und Dauer desselben. Aber, ob dem so war und ob Karls Reich gleichsam die Wiege der deutschen Nationalität wurde, läßt sich ihm selbst nicht die Absicht beimessen, ein exclusives Nationalgefühl in seinen germanischen Völkern zu fördern und sie dadurch von den anderen ihm unterworfenen Stämmen zu trennen. Sein Reich war vielmehr ein Stammesreich, wie andere der Germanen in früherer Zeit: in demselben herrschten die Franken, und die Baiern, Schwaben, Sachsen, u. s. w. waren jenen in derselben Weise, wie die romanischen Bevölkerungen in Italien, in der Provence und an anderen Orten untergeben. Wo Karl sich über den Gesichtskreis seines Stammes erhob, ging er in die Ideen einer Universalherrschaft ein, die sich nicht auf germanische Anschauungen gründete, sondern sich innerhalb der römischen Welt ausgebildet hatte. Die Zusammengehörigkeit seiner germanischen Unterthanen den Romanen gegenüber besonders hervorzuheben, konnte er schon deshalb nicht gewillt sein, weil dies eine Spaltung seiner Völker herbeigeführt haben würde, welche der Einheit des Reiches Gefahr drohte, und diese Einheit mußte er um jeden Preis zu erhalten suchen.

So wenig Karl die Herausbildung der gemeinsamen Nationalität bei seinen germanischen Völkern beabsichtigte, sie erfolgte dennoch. Sobald diese einmal im Frankenreich sich nahe getreten waren, leuchtete der Gedanke nationalen Zusammenhangs hell in ihnen auf. Gerade daß sie noch in demselben Reichsverband mit Völkern anderer Zunge und anderer Sitte standen, machte ihnen den Gegensatz ihrer Nationalität zu jenen und ihr näheres Verhältniß zu einander erst recht klar. An ihrer gemeinsamen Sprache vor Allem erkannten sie sich als ein einiges

Volk, und nach dieser ihrer deutschen, d. h. Volkssprache, nannten sie sich auch alsbald mit einem Namen: die Deutschen. So ist unsere Sprache die Mutter unseres nationalen Bewußtseins, und unter der Pflege und Zucht dieser Mutter ist es genährt, erstarkt und vor dem Verderben zu aller Zeit bewahrt worden. Erst seit der Karolingischen Zeit kennt man den Namen der Deutschen; seitdem erst gewinnt der Begriff der deutschen Nationalität eine feste Bestimmung, einen deutlichen Inhalt. Die Deutschen unterscheiden fortan sich nicht allein von den Romanen, sondern ebenso auch von den slawischen und anderen Völkern des Ostens; sie unterscheiden sich trotz der nahen Stammes- und Sprachverwandtschaft nicht minder von den Angelsachsen in Britannien, weil diese nicht zum Karolingerreich gehörten; sie unterscheiden sich endlich von den Nordmannen, mit denen sie weder die gleiche Religion noch dieselben staatlichen Formen des Frankenreichs verbanden. Kurz, die Deutschen sind fortan die Gesammtheit der germanischen Stämme, welche in das Reich Karls des Großen und den Verband der römischen Kirche eingetreten waren, dabei aber ihre alte Volkssprache bewahrt hatten: das ist der Ursprung des deutschen Namens, da liegen die Anfänge der deutschen Nationalität in ihrer eigentlichen und besonderen Bedeutung.

Ueberaus merkwürdig ist, wie sich unmittelbar bei dem Hervortreten der deutschen Nationalität sogleich ein heftiger Antagonismus zwischen den Deutschen und den Scandinaviern entwickelte, obschon sie in gleicher Weise der großen germanischen Völkerfamilie angehörten. Er mag zunächst und am meisten durch den Gegensatz der Religion hervorgerufen sein, aber doch gewiß nicht hierdurch allein. Das politische Leben der Nordmannen mit seinem Uebermaaß von Willkür im Innern, der schonungslosen Härte gegen äußere Feinde, der Lust an Beute-

zügen und Seeraub — das Alles, obschon urgermanisch wie irgend etwas, erschien den Deutschen damals bereits als Barbarei. Denn in der Verbindung mit dem Karolingischen Reich hatten sie bereits höhere Vorstellungen vom staatlichen Leben gewonnen und ihre Verhältnisse so umgestaltet, daß jene Urzustände germanischer Vorzeit, wie sie im Norden fortdauerten, sie nicht mehr anheimelten, sondern mit Abneigung erfüllten. Man thut deshalb Unrecht, wenn man den Werth unserer Nationalität, wie es so oft geschehen ist, allein in ihre Ursprünglichkeit und Reinheit setzt; er liegt noch mehr in ihrer unendlichen Bildungsfähigkeit. Durch diese erhebt sich unser Volk von einer Stufe der Vollkommenheit zur anderen, ohne dabei seine natürliche Anlage einzubüßen, die sich vielmehr immer freier und edler entfaltet. Als das deutsche Volk in die Geschichte eintrat, hatten die einzelnen Stämme bereits die urgermanischen Zustände hinter sich: sie hatten festere staatliche Formen gewonnen und geschriebene Gesetze angenommen, das Christenthum war bei ihnen heimisch geworden, die Literatur, wenn auch noch im römischen Gewande, begann sich bei ihnen einzubürgern. Mehr oder weniger war ihnen das Alles von außen gekommen, aber sie wußten es sich anzueignen und zu bildenden Kräften ihres eigenen Lebens, auch zu einem Band ihrer nationalen Einigung zu machen.

Sobald sich die Deutschen im Karolingischen Reich als ein Volk erkannt hatten, suchten sie sich auch staatlich als ein solches darzustellen. Sie schaarten sich insgesammt um Ludwig, jenen Enkel Karls des Großen, der sich für alle Zeiten den Beinamen des Deutschen gewonnen hat. Das Reich des deutschen Ludwig, wie es die Verträge von Verdun und Mersen feststellten, fiel mit den Grenzen der deutschen Sprache und Nationalität zusammen; es war der volle und ganze deutsche Bestandtheil des

großen fränkischen Kaiserreiches, dessen Zusammenhang sich schnell lockerte und bald ganz auflöste. Als die Nachkommenschaft Karls des Großen in Deutschland ausstarb, war allerdings noch einmal in Frage gestellt, ob die Deutschen in einem Reiche vereinigt bleiben, ob sie ferner einen König über sich anerkennen würden. Denn die Stammesinteressen wirkten doch noch gewaltig und hatten bei dem überaus schwachen Regiment der letzten Karolinger sich ungehemmt wieder entfalten können. Die einzelnen Stämme hatten sich aufs Neue um Häuptlinge aus ihrer Mitte gesammelt, die den alten Namen der Herzöge führten. In Deutschland standen die Stämme der Baiern, Schwaben, Franken, Lothringer, Sachsen in fast selbständigen Reichen nebeneinander, und es schien kaum abzusehen, welche Stellung die Könige einnehmen sollten, wenn man sich ferner noch solche setzen würde. Trotzdem beschlossen die deutschen Großen — und die norddeutschen drangen damals besonders darauf — das Königthum als ein Band der Nation zu erhalten.

Die Bestrebungen des ersten Wahlkönigs, Konrads von Franken, die Einheit des Reiches zu kräftigen und die Herzöge der Krone zu unterwerfen, scheiterten völlig. Glücklicher war sein trefflicher Nachfolger, Heinrich von Sachsen; er verstand es, die Herzöge der Krone dienstbar zu machen und den königlichen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Aber die Verbindung der Stämme blieb unter ihm ungemein locker, und als sein Sohn, Otto der Große, sie fester anziehen wollte, gerieth er in lange furchtbare Kämpfe. Daß er als Sieger aus ihnen hervorging, gab ihm eine Macht in die Hände, wie sie noch nie ein König unter den Deutschen besessen hatte. Die Idee eines einheitlichen deutschen Reiches in die Wirklichkeit zu führen, war dann recht

eigentlich der Zielpunkt aller seiner Gedanken und Thaten, und er kam seinem Ziel mindestens nahe. Vielleicht nie ist das deutsche Volk in Wahrheit politisch mehr geeinigt gewesen, als in den späteren Jahren dieses willensmächtigen und hochgesinnten Fürsten; jeder Widerstand gegen die königliche Autorität schien da von vorne herein als ein verurtheiltes, als ein gottloses Unternehmen.

Ottos Reich war das erste, in dem eine Nation der neueren Zeit sich wirklich geeinigt darstellte. Frankreich war noch ein loses Conglomerat verschiedener Lehnsherrschaften, das Königthum dort nur ein Schatten des Schattens. Italien war zerrissen und stand unter der Tyrannei der Griechen, Araber und Burgunder. Das angelsächsische Reich hatte sich erst kürzlich aus einer ziemlich lockeren Vereinigung verschiedener Herrschaften gebildet, und bald wurde dieser bald jener Theil von scandinavischen Abenteurern besetzt. Im Norden und Osten Europas setzten sich kaum die ersten Keime zu staatlichen Bildungen an. Und im hellsten Glanz des Ruhmes trat dieses deutsche Reich in die Geschichte ein. Wie zeigte sich abermals die unwiderstehliche Kraft germanischer Stämme, sobald sie zu gemeinsamen Unternehmungen sich die Hände reichen, sobald der Gedanke nationaler Einheit sie ergreift! Das deutsche Volk wurde das mächtigste Europas. Das Anerkenntniß seiner Macht lag in dem Kaiserthum, welches an die deutschen Könige kam und damals ihnen mehr als leere Titel gab. Das Kaiserreich war die Großmacht der Zeit: die Großmacht, denn mindestens im Abendlande gab es keine andere. Unsere Lage inmitten Europas ist so, daß wir bis auf die erträumte selige Harmonie aller Völker entweder gegen unsere Nachbaren eine gebietende Haltung einnehmen oder in eine gedrückte und abhängige Stellung von ihnen gerathen müssen. Das deutsche Volk nahm

gleich im Anfange die herrschende Stellung ein und meinte, daß sie ihm von Rechtswegen gebühre. Es hat sie in der Folge nicht behauptet, aber doch bis auf den heutigen Tag nie die letzten Positionen seines Einflusses auf das Ausland aufgegeben. Gott bewahre, daß wir dies erleben!

Nur hinzudeuten ist hier auf die Geschichte unserer großen Kaiser, der Ottonen, der Heinriche und Friedriche. Sie ist ein Gemeingut unserer Nation, wie kein anderer Theil unserer überreichen Geschichte. Bei jedem neuen Aufschwung unseres Volkes hat sie noch immer unmittelbar in das Leben selbst wieder eingegriffen, ist vor Allem der Schatten Friedrichs des Rothbarts umgegangen. Man erinnere sich, welchen Zauber sein Name in der Reformationszeit und noch in den letzten Freiheitskriegen übte. Der unversiegliche Urquell unseres Volksbewußtseins ist unsere Sprache, aber reiche Nahrung ist ihm auch aus einer anderen Quelle, unserer Kaisergeschichte, zugeströmt und strömt ihm noch immer zu.

Jenes alte prächtige Kaiserthum ist längst untergegangen. Nicht in den Kämpfen mit den Päpsten und Lombarden so sehr lagen die Gründe seines Falles, wie in der Unfügsamkeit der deutschen Fürsten und dem Freiheitstrotz der deutschen Stämme; mit diesen Widersachern haben die Kaiser drei Jahrhunderte gerungen und sie nicht bezwungen. Das Kaiserthum wäre nimmer untergegangen, wenn es das deutsche Volk nicht verlassen hätte. Man kann begreifen, daß es geschah. War in diesem Kaiserthum doch so Manches, was nicht dem eigensten Geist der Nation entsprach, nicht aus ihm hervorgegangen war. Diese deutschen Kaiser nannten sich römische und ließen in Rom sich krönen; die Hohenstaufen suchten die Gesetze der alten römischen Imperatoren hervor und begründeten auf sie Machtbefugnisse, wie

sie nie ein deutscher Fürst geübt hatte; das Kaiserthum verlegte, je mehr es Boden diesseits der Alpen verlor, mehr und mehr den Schwerpunkt seiner Macht nach dem Süden. Es hat allerdings Zeiten gegeben, wo der ganze Enthusiasmus der Nation an den Kaisern hing, und dann waren sie immer unüberwindlich. Aber es kamen andere, und sie traten öfters ein, wo die Kaiser mit der Mißgunst des deutschen Volkes zu kämpfen hatten, und dann waren sie nur zu verwundbar. Alles in Allem ließe sich nicht sagen, daß das Kaiserthum in der Zeit seiner Blüthe populär gewesen sei: es war mehr gefürchtet als geliebt. Die Deutschen wußten damals recht wohl, daß sie die Schiedsrichter der Nationen waren — so nennt sie auch ein Engländer des zwölften Jahrhunderts — sie kannten die ungeheuren Vortheile ihrer Stellung, und es entging ihnen nicht, daß dieselben wesentlich auf jener Einheit beruhten, die ihnen eine starke monarchische Gewalt gab; doch sie wollten die Einheit nicht auf Kosten der Freiheit, und diese glaubten sie unter einem romanisirenden Kaiserthum gefährdet.

Aber eine tiefe Verehrung haben die Deutschen doch ihren großen Kaisern nach dem Fall des alten Reiches bewahrt. Wie oft sind sie zu ihren Gräbern gepilgert, die weithin über die Erde zerstreut liegen! Nicht allein in Magdeburg, Speier, Bamberg und Aachen hat man sie zu suchen, auch in Rom und Palermo, und des Rothbarts Gebeine wurden nach Tyrus und Antiochia zerstreut. Wo und wie aber die Deutschen dem Andenken dieser gewaltigen Herren dankbare Verehrung zollten, sie war in vollem Maaße verdient. Denn wenn in den folgenden Jahrhunderten trotz aller Zersplitterung und Zerfallenheit des Reiches das deutsche Land und das deutsche Volk zusammenblieben, so kam es nicht zum Wenigsten daher, daß das

Nationalbewußtsein durch die großen Thaten jener Kaiser so belebt war, daß es selbst bei einer schwachen Reichsgewalt nicht mehr untergehen konnte. Wie mächtig auch die localen und territorialen Interessen noch waren, wie bestimmt sich die Unterschiede der Stände jetzt herausarbeiteten, das Bewußtsein der Gemeinschaft, in der alles Deutsche stand, war und blieb ungemein stark. Schon hatte sich inzwischen auch die Nationalität der Italiener, Franzosen, Engländer sehr deutlich entwickelt, aber die deutsche Nation stand noch in erster Stelle, und die Völker des Nordens und Ostens gingen gleichsam in ihrem Gefolge.

Man pflegt wohl die Zeit von dem großen Interregnum bis zu den Anfängen der Reformation als die farbloseste und eintönigste unserer Geschichte anzusehen. Und allerdings folgt man dem Laufe der großen und meist doch ziemlich kleinlichen Staatsactionen, so bietet sie wenig Glanzpunkte dar. Der Gang des Kaiserthums ist im Ganzen schläfrig und matt, überall durch die Ansprüche des Papstthums und des gegen Rom nur allzu nachgiebigen Fürstenthums behindert. In dem auswärtigen Einfluß des Reiches findet sich eher Rückschritt als Fortschritt; im Inneren reihen sich Fehden an Fehden, von denen die eine der anderen auf den ersten Blick bis in die Einzelheiten ähnlich sieht, nur daß der Streitpunkt bei der einen immer noch dürftiger erscheint als bei der anderen. Und doch ist dieser Theil unserer Nationalgeschichte von dem höchsten Interesse, sobald man von der Geschichte des Reiches zu der Entwickelung des ständischen und corporativen Lebens den Blick lenkt. In dieser Entwickelung bewegt sich damals so zu sagen das ganze Leben unseres Volkes. Die Durchführung der Landeshoheit, die Befestigung des Erbfürstenthums, die Feststellung der reichsständischen Ordnungen, die Anfänge land-

ständischer Verfassungen, die Begründung der reichsstädtischen Freiheiten, die Knüpfung der eigenthümlichen und mannichfaltigen Verbände der Ritterschaften gehören wesentlich dieser Zeit an, deren Fehdelust eher ein Beweis für die Ueberfülle von starken, nach Freiheit ringenden Kräften in der Nation ist, als ein Document versiechenden Lebens. Auch darf man nicht vergessen, daß das deutsche Volk in dieser Zeit Eroberungen gemacht oder doch erst befestigt hat, die weit folgenreicher gewesen sind, als alle Erwerbungen unserer großen Kaiser. Damals wurden die wendischen Länder germanisirt, damals wurde der deutsche Ordensstaat an Weichsel und Pregel begründet und nach Liefland, Esthland und Kurland die deutsche Sprache und Nationalität verpflanzt. An diesen Erwerbungen haben die Kaiser keinen irgend erheblichen Antheil gehabt, aber die deutschen Fürsten und deutschen Ritter, die deutschen Bürger und deutschen Bauern haben gleichmäßig bei denselben mitgewirkt.

Der nationale Geist war so wenig erstorben, daß er vielmehr erst jetzt zu rechtem Durchbruch in den mittleren und unteren Kreisen des Volkes kam. Nichts würde dies vielleicht deutlicher zur Anschauung bringen, als eine erschöpfende und geistvolle Geschichte des deutschen Bürgerthums, wie wir sie nicht besitzen und bei der Schwierigkeit der Ausführung wohl noch lange entbehren werden. Ist es nicht, wenn wir die Bilder jener alten Rathsherren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts betrachten, als ob der deutsche Geist uns in ihnen gleichsam verkörpert entgegen träte? Meinen wir nicht in den alten Städten, die zu jener Zeit in Blüthe standen, noch heute den vollkommensten Ausdruck dessen zu sehen, was echtdeutsche Art hervorbringen kann? Und deuten nicht ihre gewaltigen Bauwerke schon darauf hin, daß trotz aller corporativen Ab-

schließung ein nationaler Zug durch diese Zeit geht? Sollten diese Monumente nicht dem Ruhme des deutschen Volkes dienen, und scheinen sie nicht, großartig im Entwurfe ohne Gleichen, auch in der Ausführung auf die Hülfsmittel der ganzen Nation berechnet? Sie wirken noch auf uns als eine der stärksten Manifestationen des deutschen Geistes.

Und nicht minder deutlich zeigt den Aufschwung des deutschen Volksbewußtseins die Literatur. Wie mächtig auch die Muttersprache auf die Erweckung des nationalen Lebens gewirkt hatte, wie mächtig sie fortwirkte, sie konnte ihre volle und ganze Gewalt auf das Volk nicht üben, so lange die Schriftsprache überwiegend die lateinische blieb. Jetzt aber bildete sich eine poetische Literatur von eigenthümlicher Bedeutung und großem Umfange in der Muttersprache aus, die auch durch die Schrift Verbreitung suchte und fand. Von den Höfen der Fürsten drang die Poesie allgemach in die Werkstätten der Meister ein, und was sie dabei an Anmuth verlor, gewann sie an Volksthümlichkeit. Zugleich erhob sich die deutsche Prosa. Die mystische Theologie und die Chronik fingen an in deutscher Sprache zu reden. Die Gesetze und Rechtsbücher wurden in einer dem Volke verständlichen Sprache abgefaßt. Die Urkunde hörte auf von einem gelehrten Lateiner concipirt zu werden, und der Deutsche konnte nun selbst sehen, was sein verbrieftes Recht sei. Daß dies die Befreiung von einem schweren geistigen Druck, unter dem unser Volk Jahrhunderte lang geschmachtet hatte, in sich schloß, liegt auf der Hand. Denn kein Volk kann sich wahrhaft selbständig fühlen, ohne frei seine Sprache, wo und wie es ihrer bedarf, zu handhaben. Mit dem Vordringen der deutschen Schriftsprache bis in die unteren Schichten des Volkes war ein neuer starker Hebel zur Weckung des nationalen Bewußtseins gewonnen.

Hatten die Stände des Reiches früher nach Freiheit von kaiserlicher Oberherrschaft getrachtet, so hatten sie die jetzt in Fülle und konnten in dem Genuß einer wenig beschränkten Selbständigkeit schwelgen. Aber mehr als einmal machte sich denn doch bemerkbar, daß ohne eine starke Obergewalt die Nation in den größten Gefahren schwebe. Der Fall der Marienburg und noch mehr der Friede von Thorn, die kühnen Unternehmungen Karls von Burgund, die Ausbildung einer starken monarchischen Gewalt in Frankreich, wo man schon lüstern nach der Rheingrenze blickte, die immer näher sich heranwälzende Heeresmacht der Osmanen: dies und vieles Andere mahnte daran, daß die deutsche Freiheit leicht und bald in die unerträglichste Knechtschaft sich verkehren könne, wenn nicht alle Kräfte der Nation von einer starken Hand zusammengefaßt würden. Man fing an tiefer als je sich nach den alten Kaisern zu sehnen: die Herstellung eines mächtigen Kaiserthums wurde der Gedanke aller Stände.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war eine Zeit, wo sich das Streben nach Herstellung der alten Reichseinheit, nach politischer Einigung der Nation auf das Lebendigste regte. Die Fürsten trugen sich mit einer großen Reformation des Reiches, und Kaiser Max hatte selbst dahin gerichtete Ideen; die Städte und der Bauernstand verlangten nach der Kraft des alten Kaiserthums; die Gelehrtenwelt und ein großer Theil der Klerisei nach einer Macht, welche sie von dem immer wachsenden Druck des Papstthums befreie. Jedermann wollte neue und festere Ordnungen des Reiches. Aber sobald man an ihre Begründung ging, zeigten sich die größten und mannichfaltigsten Schwierigkeiten. Nicht mehr die Stämme widerstrebten so sehr der Reichseinheit, als die mächtig gewordenen Stände. Die Standes-

interessen waren zuletzt doch noch durchgreifender, als die nationalen; jeder Stand wollte gewinnen, keiner opfern. Dennoch kam es zur Begründung einiger Reichsordnungen, die mühsam in das Leben geführt wurden und dann lange ein schwächliches, aber zähes Dasein hingeschleppt haben. Sie haben noch drei Jahrhunderte das deutsche Reich zusammengehalten und ganz ohne Wirkung auf die Entwickelung des nationalen Lebens sind sie nicht geblieben, aber tief ergriffen und energisch gefördert haben sie dasselbe mit Nichten; auch war der Gang der Ereignisse einem kräftigen Gedeihen der Reichsordnungen wenig günstig.

Ein folgenschweres Mißgeschick war es, daß gerade in dem Zeitpunkt, wo das deutsche Volksbewußtsein sich bestimmter als je entfalten zu wollen schien, die Regierung des deutschen Reiches ein König von Spanien überkam, dessen Politik unmöglich eine ausschließlich deutsch-nationale Richtung einschlagen konnte. Ein anderes und noch größeres Hemmniß erwuchs der Einigung durch das Eintreten der großen Kirchenspaltung, die bis auf den heutigen Tag unser Volk im Glauben scheidet. Die Reformation Luthers — ein Werk, in der tiefsten Tiefe des deutschen Wesens wurzelnd, unternommen in der ganzen Lauterkeit eines deutschen Herzens, eine nicht nur kirchliche, sondern auch welthistorische That, wie sie keinem anderen deutschen Manne gelungen — diese Reformation hatte zwar eine allgemeine Bedeutung für die gesammte Christenheit, aber sie faßte zunächst doch die Bedürfnisse des deutschen Volkes in das Auge, und zwar des deutschen Volkes in seiner Totalität. Auch schien Anfangs die Hoffnung nicht zu kühn, daß sie alle Verhältnisse der deutschen Kirche und damit auch die des Reiches im nationalen Sinne umgestalten würde: indessen zeigte sich bald genug, daß dies nicht zu erreichen war. Das Reichsoberhaupt war Luther und seinem Werke von vorn

herein abgeneigt; unter den deutschen Fürsten erwuchsen ihm erbitterte Gegner; die Reichsstände, welche seine Sache ergriffen, mußten bald gegen die Beschlüsse der Reichstage als Protestanten auftreten. Das religiöse Bekenntniß warf die deutschen Reichsstände und die ganze Nation so in zwei feindliche Heereslager auseinander. Man weiß, wie der innere Krieg entbrannte, sobald Luthers Gebete für den Frieden verstummten, wie nach der mühsam erlangten Waffenruhe die Streitigkeiten der Theologen sich abermals auf das Aeußerste erhitzten und in alle Kreise des Volkes getragen wurden, wie endlich ein neuer Religionskrieg ausbrach, der ein Menschenalter hindurch Deutschland auf eine solche Weise verwüstete, daß noch jetzt, nach zwei Jahrhunderten, nicht alle Spuren desselben verwischt sind.

Niemand vermöchte auszusagen, was der dreißigjährige Krieg Deutschland gekostet hat. Man pflegt wohl die materiellen Verluste in die erste Linie zu stellen, aber die geistigen waren bei weitem schwerer. Alles Selbstgefühl der Nation war herabgedrückt: die Grenzen des Reiches sah sie verrückt, alle ihre Interessen ein Spiel fremder Mächte, und als eine fremde Macht erschien fast das Habsburgische Kaiserhaus selbst, welches den allgemeinen Ruin noch am leichtesten zu überdauern hoffen durfte. Ueberdies war die Nation in sich zerrissener als je. Es trennten nicht allein die noch immer nicht ganz verwischten Stammesunterschiede, nicht allein die sehr mächtigen Gegensätze der Stände, sondern auch und vor Allem die Verschiedenheit des Bekenntnisses. Die Religion, einst ein Bindemittel der Nation, zerklüftete sie jetzt mehr als alles Andere; Religionshaß und das schlimmste Mißtrauen vergifteten alle nationalen Bestrebungen. Kunst und Wissenschaft verloren zugleich ihre Ehre und Würde; Sprache und Literatur verwilderten; man schrieb in fremder Sprache oder

in einem Kauderwälsch, gemischt aus lateinischen, französischen und deutschen Brocken. Das nationale Bewußtsein war so gut wie entschwunden, und der Particularismus machte reißende Fortschritte. Bei der Schwäche der Reichsgewalt entwickelte sich die Landeshoheit der Fürsten mit eilenden Schritten zu völliger Selbständigkeit; die letzten schwachen Fäden schienen zu zerreißen, welche die Deutschen noch im Reiche verbunden hatten. Man kann es als ein Wunder ansehen, daß ein deutsches Reich sich noch erhielt und der Begriff eines deutschen Volkes mit ihm bestehen blieb.

Wer wollte es leugnen, daß es vor Allem die Kirchenspaltung gewesen ist, die Deutschland politisch zerrissen und das Volksbewußtsein nahezu vernichtet hat? Aber es ist sehr einseitig, alle Schuld, wie es so oft geschieht, der Reformation beizumessen. Die Gegner derselben haben eine gleiche, wo nicht größere Last der Verantwortung zu tragen. Ueberdies hat die Reformation die Wunden, welche sie der Nation geschlagen, zum guten Theil wieder zu heilen gewußt. Es ist staunenswerth, wie schnell sich mitten aus dem Jammer der Zeit von Neuem höhere und freiere Bestrebungen erhoben, und gerade aus den Ländern gingen sie hervor, in welchen sich die Kirchenreformation durchgesetzt hatte. Anziehend würde sein, im Einzelnen den Nachweis zu führen, daß alle jene geistigen Bestrebungen nicht allein mit Luthers Wirksamkeit als Reformator der Kirche und Schule, mit seinen politischen Anschauungen, mit seiner Wirksamkeit als Schriftsteller zusammenhängen; es würde sich darthun lassen, daß alle die Wissenschaften und Künste, in denen die Deutschen sich nun selbständig zur Meisterschaft Bahn brachen — Theologie, Philosophie, Sprachwissenschaft, Poesie, Musik — wie sie in Luthers Natur und in seinen besonderen Neigungen Anknüpfung

fanden, so gerade von ihm einen kräftigen Anstoß erhalten haben. Aber es genügt hier, auf jene großen Männer hinzuweisen, die unmittelbar wieder dem deutschen Leben eine höhere Richtung gaben und deren Arbeiten der weiteren Entwickelung vor Allem die Bahnen vorschrieben. Ich meine Spener, Leibniz und den großen Churfürsten. Wer ist der todten Rechtgläubigkeit und dem dogmatischen Formelkram entschiedener entgegen getreten, als Spener? Wer hat lebendiger als er auf das wahre Christenthum des Herzens in einer Zeit gedrungen, als es hüben und drüben wie vergessen schien? Und wer hat je die Macht des deutschen Geistes in fast allen Zweigen der Wissenschaft der Welt klarer vor Augen gestellt, als Leibniz, ein Mann, der für jede Größe seines Vaterlandes und seines Volkes auf das Lebendigste fühlte, alle Schäden des nationalen Lebens kannte und alle zu heilen versuchte? Und zu derselben Zeit gründete der große Churfürst einen Staat, an dem die Zeitgenossen staunend inne wurden, was ein deutscher Fürst freien Geistes mit geringen Mitteln zu leisten vermöge, einen Staat, der als ein Wunder deutscher Politik sich neben den großen Schöpfungen fremder vielgepriesener Staatskunst erhob. Aber diese Männer und Alle, die in ähnlichem Geiste wirkten, waren in protestantischer Umgebung geboren und erzogen und begannen ihre Arbeit zunächst unter Protestanten, freilich in einem freieren religiösen Sinne, als man ihn vordem gekannt hatte. Eben deshalb ging ihr Wirken auch über die Grenzen des evangelischen Bekenntnisses alsbald hinaus, fand Anerkennung und weckte Nacheiferung bei allen aufstrebenden Geistern in der Nation; es bahnte Wege und Mittel innerer Verständigung in ihr an, als die äußeren Bande mehr und mehr sich lösten und endlich ganz zerrissen wurden.

Die deutsche Geschichte des achtzehnten Jahrhunders ist voll der mannichfaltigsten Verwickelungen, ihre Resultate sind von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung der Welt. Daß Friedrich der Große Preußen zu einer europäischen Großmacht erhob, veränderte nicht allein alle Machtverhältnisse der deutschen Staaten, sondern die ganze Lage Europas. Die Stellung Preußens war geraume Zeit die Hauptfrage der allgemeinen Politik und erregte Kämpfe, deren Schauplatz sich weithin über den Erdkreis ausbreitete. Indem zugleich mehrere der ersten Throne des Auslands deutschen Fürsten zugefallen waren, wurden die Deutschen fast in alle Verhältnisse der großen Politik hineingezogen, an allen betheiligt. Die Blicke des Volkes erweiterten sich so mit Nothwendigkeit; die Theilnahme an den politischen Dingen und den großen Welthändeln steigerte sich unaufhörlich. Aber das nationale Interesse, wie wir es jetzt verstehen, war damit keineswegs im Wachsen, vielmehr wandten sich damals alle Sympathien der Verselbständigung der einzelnen Staaten, der völligen Auflösung des Reichsverbandes zu.

Wie stark hat sich nicht der preußische Patriotismus an den Thaten Friedrichs des Großen entwickelt? Und der österreichische Patriotismus ging mit ihm nahezu gleichen Schritt. Fast in jedem Staat, bis zu dem kleinsten herab, bildete sich allgemach bei der Bevölkerung ein die Nationalität zersetzendes Selbstgefühl aus, oft bis zum lächerlichsten Dünkel, von den Regierungen meist mehr genährt als beschränkt. Der Particularismus triumphirte aller Orten. Eine Theilnahme für das Reich, für die Gemeinsamkeit deutscher Interessen kannte jene Zeit kaum; ein deutscher Patriotismus war kaum vorhanden. So geschah das Unvermeidliche. Unter den Einflüssen der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft brach das Reich zusammen, und Deutsch-

land zersplitterte in eine Anzahl anscheinend völlig selbständiger Staaten; nur anscheinend selbständig, denn die Mehrzahl derselben war schon unter den Protectorat des französischen Kaisers gefallen, und als Preußen sich in die schmachvolle Abhängigkeit der Rheinbundfürsten nicht zwängen lassen wollte, büßte es in dem unglücklichsten Kampfe gleichfalls seine Selbständigkeit ein. Noch einmal griff dann Oesterreich zu den Waffen, aber nur, um das Schicksal Preußens zu theilen. Der Friede brachte es in eine ähnliche Abhängigkeit von dem französischen Gewalthaber, der bald die Tochter des letzten deutschen Kaisers als Gemahlin heimführte und unverhohlen als Nachfolger Karls des Großen und Erneuerer des alten Kaiserthums auftrat. Jahre tiefster Erniedrigung durchlebte unser Volk. Die deutschen Staaten waren wesentlich nichts anderes als Provinzen des französischen Kaisers; deutsche Heere mußten ihm dienen und gegen Rußland folgen. Das war das nothwendige Ende des staatlichen Sonderwesens, das seit Jahrhunderten das nationale Bewußtsein der Deutschen unterdrückt hatte. Mit der Einheit schien man jetzt auch die Freiheit zu Grabe getragen zu haben.

So trostlos war jene Zeit, daß selbst geistesstarke Männer an der Gegenwart verzweifelten und erst mühsam ein neues Geschlecht zur Sprengung der Ketten erziehen wollten. Aber es bedurfte nicht weitaussehender pädagogischer Experimente. Wenige Jahre der Knechtschaft genügten, um die deutschen Völker mit dem heißesten Freiheitsdurst zu erfüllen und die Ueberzeugung bei ihnen zu erwecken, daß die Freiheit in ihrer Einigkeit beschlossen liege. Und, sobald man nur die Augen aufthat, sah man, wie viel geistig Einendes man besaß, welche gemeinsamen Schätze die Nation bewahrte. Wie lohnte es sich nun, daß man schon vor mehr als einem Jahrhundert die Wege der Toleranz

eingeschlagen und das Wesen des Christenthums in etwas anderem als dogmatischen Spitzfindigkeiten gesucht hatte! Welcher Gewinn war es, daß alle jene wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, deren Anfänge vorhin berührt wurden, sich in der imposantesten Weise entwickelt hatten! Durch ganz Deutschland hatte Kant alle denkenden Köpfe in seinen Ideenkreis gebannt. So weit die deutsche Zunge reichte, hatten Goethes und Schillers Dichtungen alle Klassen des Volkes ergriffen und mit Begeisterung erfüllt. Die Deutschen hatten eine Literatur gewonnen, die in einzelnen Zweigen von anderen Völkern übertroffen sein mag, in ihrer Totalität unvergleichlich ist. Sie hatten die höchste Meisterschaft in der Kunst erreicht, in der jedes Volk am unmittelbarsten seine Gefühle ausdrückt, sich selbst am unmittelbarsten empfindet — in der Musik. Gewiß, alle diese rein geistigen Bestrebungen wurzelten ursprünglich nicht in nationalen Tendenzen: aber sie ergriffen doch die ganze Nation, und alle Erzeugnisse derselben wurden als ein Gemeingut betrachtet. Und gerade in diesen Tagen der Schmach wandten sich die Wissenschaften nun auch unmittelbar den nationalen Interessen zu; sie erschlossen alle Quellen unseres Volkslebens und Volksbewußtseins, unsere Sprache, unsere Geschichte, unsere alte Literatur. Was deutsches Wesen sei, wurde niemals besser begriffen.

So erwachte das Gefühl der Einigkeit aller Orten, und mit ihm erstarkte der Glaube an die Freiheit. Es bedurfte nur des Rufes der Fürsten, und überall erhob sich das Volk gegen die Fremdherrschaft wie zu einem heiligen Kriege. Nie hat sich die Einigkeit der Deutschen schöner und energischer gezeigt, als in den letzten Freiheitskämpfen; dicht neben den schmachvollsten Blättern unserer Geschichte stehen die rühmlichsten. Deutschland befreite nicht allein sich, es befreite abermals die Welt

von einer unerträglichen Zwangsherrschaft. Aber bei der Abrechnung fand das deutsche Volk nicht den Lohn, den es verdient und erwartet hatte. Es hatte als Kampfpreis die Zurückgabe der deutschen Länder beansprucht, die Frankreich einst dem Reiche entrissen: Lothringen und der Elsaß blieben französisch. Es hatte, wie es sich einig erhoben und vereint gekämpft hatte, eine Verfassung gehofft, welche die Einheit Deutschlands vor Allem sicherte und eine weitere Ausbildung im einheitlichen Sinne nicht nur ermöglichte, sondern forderte: die Bundesverfassung entsprach solchen Hoffnungen nicht. Auch ihre Vertreter haben kaum anderes zu ihrer Vertheidigung gesagt, als daß sie unter den obwaltenden Verhältnissen die einzig mögliche und deshalb nothwendig war. In den Zwang der Umstände hat man sich zu fügen, doch Niemand wird Liebe und Hingebung für ein Werk des Zwanges erwarten.

Seit der Aufrichtung des deutschen Bundes haben die nationalen Tendenzen bei uns unaufhörlich Fortschritte gemacht, aber weniger durch den Bund, als trotz desselben. Sie beherrschen Wissenschaft und Kunst, die Literatur, das ganze geistige Leben; sie beherrschen nicht minder auch das materielle. Wie viele Schranken sind gefallen, wie viele Hemmnisse des Verkehrs in den letzten Jahrzehnten beseitigt! Das alte Absonderungssystem der Einzelstaaten ist unhaltbar; sie müssen in Gesetzgebung und Administration sich nähern und ausgleichen. Das Verlangen nach einer festeren Centralgewalt, als sie im Bundestage gegeben ist, lebt in der Nation so allgemein, daß es sich nicht mehr unterdrücken läßt; auch denkt daran wohl keine Regierung mehr im Ernst. Aber die Schwierigkeiten, eine solche Centralgewalt zu begründen, sind bei der Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander und bei der Selbständigkeit, welche alle

deutschen Staaten einmal vertragsmäßig gewonnen haben, so groß, daß auf dem Wege allseitiger Verständigung kaum ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist.

Die Bundesverfassung besitzt, wie sich gezeigt hat, Zähigkeit genug, um auch eine gewaltige innere Bewegung zu überdauern. Aber ein heftiger Ansturm der feindlichen Nationalitäten, der die Deutschen alle ihre Kräfte fest zusammenzuhalten zwänge, dürfte doch den deutschen Staatenbund leicht in einen Bundesstaat mit einer starken Centralgewalt verwandeln. So könnte die Bewegung der Nationalitäten, in deren Mitte wir stehen, das erreichen, was sie am wenigsten will: die Constituirung eines einheitlichen Deutschlands, dem eine imponirende Machtstellung in den europäischen Angelegenheiten nach seiner unerschöpften Kraft, seiner geographischen Lage und seinen historischen Traditionen gewiß sein müßte. An dem Tage, wo die deutschen Heere vereint gegen einen äußeren Feind ausziehen, sollten wir Freudenfeuer auf allen Höhen anzünden. Dann würde die Revision der Verträge von 1815 nicht fern sein, nach der Frankreich jetzt ein so heißes Verlangen zeigt, nachdem sie das deutsche Volk schon seit nahezu einem halben Jahrhundert ersehnt hat.

Es wäre thöricht, an der Zukunft unseres Volkes zu verzweifeln, weil sich nicht sogleich alle Wünsche erfüllen. Durch alle Wechsel seiner Geschicke geht ein großer Fortschritt von der Ahnung natürlicher Gemeinschaft bis zum Bewußtsein geistiger Einheit, von staatlicher Zersplitterung zu festerer Einigung, von Culturtrieben zu der höchsten Entfaltung nationaler Bildung, von dem Instinct einer welthistorischen Bestimmung zur Erkenntniß derselben. Das nationale Bewußtsein ist stärker und gereifter als je. Sobald die Deutschen zu gemeinsamer That

sich erheben, liegen neue weite Bahnen des Ruhmes vor ihnen: unser Volk wird sie, so hoffen wir zuversichtlich, in Kürze beschreiten.

Es gemahnt mich, indem ich schließe an jene Worte, welche unser in Gott ruhender König Friedrich Wilhelm IV. bei der neuen Grundsteinlegung zum Kölner Dombau sprach und die durch ganz Deutschland damals einen jubelnden Wiederhall fanden. „Hier," sagte er, „sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie, so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden." Der königliche Herr, dessen Herz für Deutschland so warm schlug, wie irgend eines, hat nicht erlebt, daß sich jene große und gute Zeit erfüllte. Aber die Hoffnungen und Wünsche des erlauchten Bruders für eine große Zukunft des deutschen Volkes sind, wie wir wissen, auf unseren theuren jetzt regierenden König übergegangen. Möge er die neue, große, gute Zeit Deutschlands sehen! Wir wüßten keinen innigeren Wunsch für den morgenden Tag, den Preußens Volk zum ersten Male als das Geburtsfest seines Königs feiern wird und an dem gewiß in ganz Deutschland tausend und abertausend Gebete für Wilhelm I. aufsteigen.

Ueber

einige ältere Darstellungen

der deutschen Kaiserzeit.

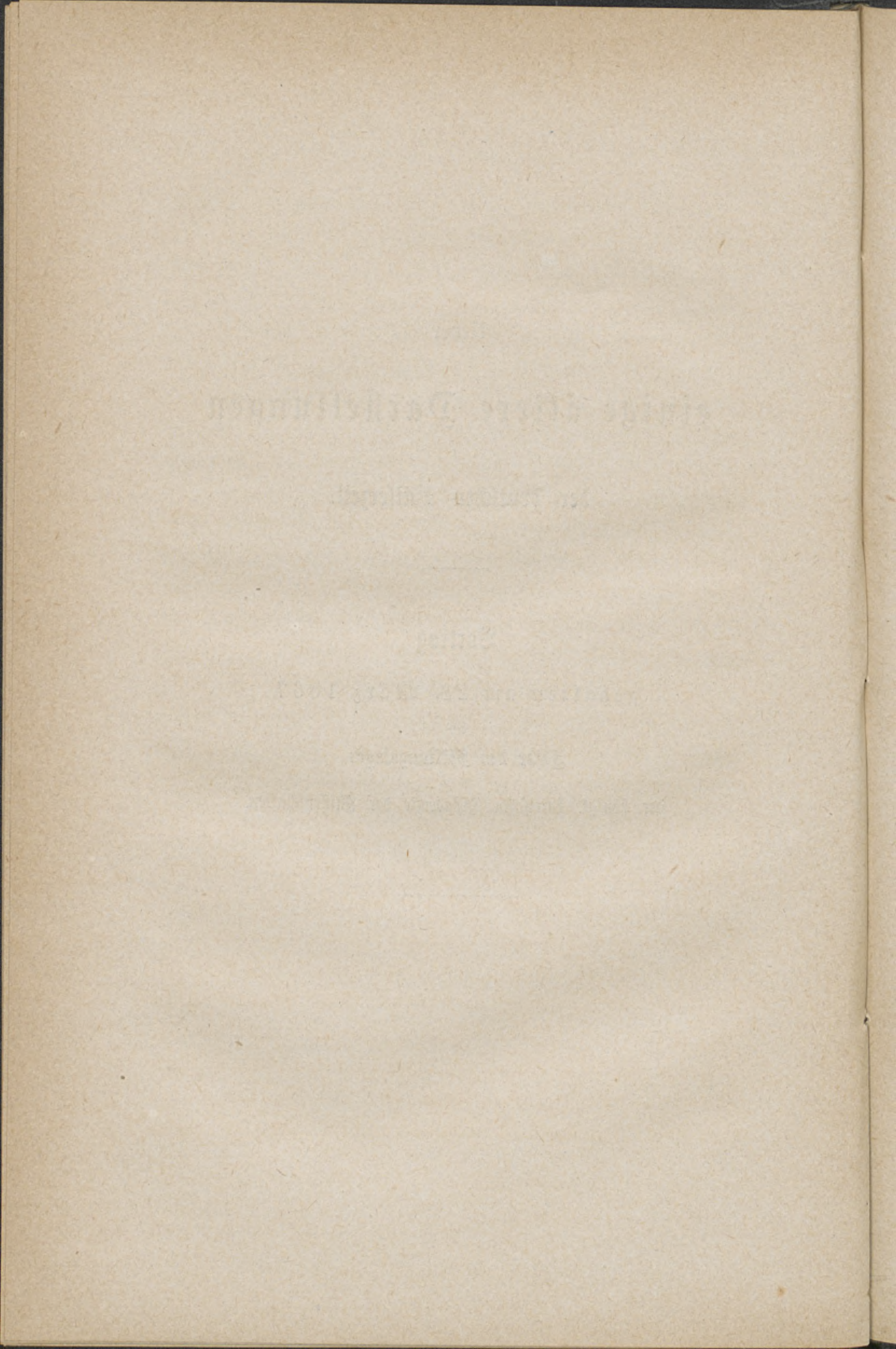
Vortrag

gehalten am 28. März 1867

zur

Feier des Stiftungstages

der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften.



Oft ist darauf hingewiesen worden, wie viel die deutsche historische Wissenschaft für die Aufklärung der Geschichte fremder Völker und die Förderung der Universalgeschichte gethan hat. Es gab eine Zeit, und sie liegt nicht allzu fern, wo diesem Ruhm sogar der Vorwurf anzuhaften schien, daß die Deutschen auch hier, wie in anderen Dingen, ihr eigenstes Interesse über ferner liegenden vernachlässigten, daß sie sich mehr auf dem weitesten Gebiet historischer Forschung zu ergehen oder in entlegenen Winkeln derselben anzubauen liebten, als an der ihnen von der Natur angewiesenen Stelle. Ließ sich ein solcher Vorwurf früher kaum begründen — man braucht nur auf die umfassenden und werthvollen Arbeiten unserer Akademie im vorigen Jahrhundert hinzudeuten — heute wäre er vollends nicht mehr berechtigt. Die deutschen Historiker wenden allerdings ihre Thätigkeit der allgemeinen Geschichte, zugleich der Specialgeschichte aller einzelnen Länder und Völker in weitem Umfange zu, aber vor Allem mit dem regsten Eifer bebauen sie doch heute das Feld der eigenen, der vaterländischen Geschichte. Unter den Gelehrten, deren Namen jetzt in der deutschen Geschichtswissenschaft glänzen, gibt es kaum einen, der nicht seine Kräfte auch der deutschen Geschichte gewidmet habe.

Ein patriotischer Zug geht unzweifelhaft durch unsere historischen Studien.

Man hat wohl gesagt: die Wissenschaft hat kein Vaterland und mit patriotischen Gefühlen wenig gemein. Dieser Satz spricht, richtig verstanden, eine unbestreitbare Wahrheit aus, aber eben so unzweifelhaft scheint mir, daß die deutsche Geschichtswissenschaft durch die patriotische Kraft, welche sie jetzt trägt und treibt, nur gewonnen hat. Aus dem Patriotismus geht jene wohlthuende Wärme der neueren Darstellungen hervor, welche von den frostigen Geschichtsbüchern früherer Zeit so vortheilhaft absticht. Meines Erachtens steht der im vollen Recht, der von einem historischen Werke Anderes verlangt, als eine nackte Zusammenstellung von Thatsachen und nüchternes Räsonnement. Die Geschichte ist die Entwickelung des Lebens der Menschheit in ihrer Fülle, und wer will die Frische reichsten Lebens mit den Farben des Todes malen? Es ist eine der schwersten Aufgaben des Historikers, für die Anschauungen, die ihn erfüllen und umdrängen, Ausdruck zu finden, und ohne eine begeisternde Kraft, die ihn über sich erhebt, wird sein mühevolles Ringen meist erfolglos sein. Diese Kraft ist nun bei unseren meisten Historikern heute, wenn ich mich nicht irre, der Patriotismus.

Aber die Anschauungen des Historikers erwachsen nicht, wie die des Dichters, aus seiner eigenen Phantasie, sondern sind die Frucht angestrengten Studiums. Wenn der Dichter schafft, was nun und nirgends gewesen, so hat der Historiker einzig und allein das Gewesene darzustellen, und Niemand kann zur Anschauung desselben anders gelangen, als durch unermüdliches Forschen in den Resten der Vergangenheit, durch ein geistiges Sichversenken in die Zustände der Vorzeit, in deren Dunkel oft nur der schärfste Blick und die gespannteste Aufmerksamkeit rich-

tig beobachtet. Es stände schlimm um unsere historische Wissenschaft, wenn sie an Gründlichkeit der Forschung eingebüßt hätte, indem sie an Wärme der Darstellung gewann. Zum Glück ist das Gegentheil eingetreten. Von einer Breite und Tiefe der Forschung, wie sie jetzt unseren bedeutenderen Arbeiten über deutsche Geschichte zu Grunde gelegt wird, hat man noch im vorigen Jahrhundert kaum eine Ahnung gehabt. Die weltbekannte Akribie der Philologen bemühen sich die Historiker jetzt fast zu überbieten, und wie die Naturwissenschaft hat die Geschichtsforschung ihre Welt des Kleinen und Kleinsten, welche die Masse der Laien übersieht, bei der aber das Auge des Eingeweihten mit besonderem Interesse verweilt. Diese Mikroskopie, wie sie jetzt in dem Studium der deutschen Geschichte an den Tag tritt, ist aber nicht allein aus der inneren Entwickelung der Wissenschaft hervorgegangen, sondern nicht minder eine Folge des patriotischen Aufschwungs in unserem Volke. Erst durch ihn kam man zu der Erkenntniß, daß der Geschichte des eigenen Volkes mindestens eine gleiche Sorgfalt gebühre, als man bisher meist nur der Geschichte des Alterthums zugewendet hatte, daß viele Hülfsmittel der Wissenschaft, um das Dunkel zu lichten, welches über der Vorzeit des eigenen Vaterlandes ruhe, bisher in nicht zu verantwortender Weise verabsäumt seien. Der Patriotismus gab diese Erkenntniß und zugleich den Muth, sofort die Arbeit an allen Enden anzugreifen und im schwierigen Werke auszudauern.

Die Monumenta Germaniae, das grundlegende Quellenwerk für die deutsche Geschichte, ist von dem großen Patrioten Freiherrn Karl von Stein angeregt und in dem Sinne, in welchem der Entwurf gemacht war, von Pertz in das Leben gerufen worden. Es ist die Arbeit eines halben Jahrhunderts, die in diesem Werke bereits ruht, und jedem Bande desselben ist der

Wahlspruch vorgesetzt: Sanctus amor patriae dat animum. Eine ähnliche Signatur ist allen bedeutenderen Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte aus den letzten Jahrzehnten aufgedrückt, gleichviel ob mit bestimmten Worten oder ob sie aus der Haltung des Ganzen hervortritt. Gewiß war die Vorliebe, welche unser hochseliger König Maximilian II. für die geschichtlichen Studien in ihrem ganzen Umfang hegte, die Veranlassung zu der Begründung der historischen Commission bei unserer Akademie; doch wirkte auch hier der patriotische Gedanke mit, denn ausdrücklich wurde die Thätigkeit dieser Commission ausschließlich auf die deutsche Geschichte beschränkt. Durch diese Commission ist gewissermaßen ein Gedanke verwirklicht worden, der schon vor nahezu zwei Jahrhunderten von Leibniz und seinen gelehrten Freunden ergriffen war. Als Kaiser Leopold der noch bestehenden Akademie der Naturforscher seine Huld zuwandte und sie privilegirte, suchte man ihn auch für ein Collegium imperiale historicum zu gewinnen, aber ohne Erfolg. Erst unter ganz veränderten Verhältnissen ist durch die Liberalität und Gnade Maximilians II. von Baiern und des jetzt regierenden Königs Majestät eine Vereinigung deutscher Historiker aus allen Theilen Deutschlands zu gemeinsamen Arbeiten für die vaterländische Geschichte möglich geworden. Wie zeitgemäß gerade jetzt diese Vereinigung ist, zeigen die von ihr hervorgerufenen Arbeiten. Schon umfassen die Publicationen der Commission über 40 Bände, und in wenigen Jahren wird sie die stattlichste historische Bibliothek hergestellt haben, welche wohl je aus den Arbeiten einer gelehrten Gesellschaft hervorging[1].

Wie im Allgemeinen unsere historischen Studien in Deutsch-

[1]) Seitdem dieser Vortrag gehalten wurde, hat sich die Zahl der Publicationen bedeutend vermehrt; sie umfaßt jetzt etwa 70 Bände.

land unter dem Einfluß der nationalen Bewegung stehen, so auch im Einzelnen. Es ist kein Zufall, wenn sich jetzt die Geschichtswissenschaft, wie auf den flüchtigsten Blick zu erkennen, zwei Perioden unserer Geschichte mit besonderer Vorliebe zuwendet: einmal der Zeit der Ottonen, der Salier und Staufer, die man vorzugsweise als die deutsche Kaiserzeit bezeichnet, dann dem Zeitalter der Kirchenreformation und der ihr folgenden inneren Kämpfe. Es ist die große Frage der Einigung Deutschlands, welche unsere Nation gegenwärtig im Tiefsten bewegt, und sie ist es auch, welche unsere Geschichtswissenschaft gerade auf jene beiden Perioden besonders hinlenkt. Gleichviel ob der Historiker seine Thätigkeit der Kaiserzeit widmet, wo eine starke Centralgewalt die deutschen Stämme fest zusammenschloß, oder ob er jenen Zeitraum durchforscht, wo die religiöse Spaltung die Theile des Reiches immer weiter auseinander trieb, so daß zuletzt jedes einheitliche Regiment in demselben zur Unmöglichkeit wurde: immer ist es die eine große Frage, welche den Forscher leitet und sich ihm inmitten seiner Studien stets von Neuem aufdrängt.

Die letzten Redner der historischen Classe in den Festsitzungen unserer Akademie haben das Reformationszeitalter berührt; mir möge es gestattet sein, die Aufmerksamkeit auf unsere Kaiserzeit zu lenken. Wenn aber mein Amtsvorgänger von dieser Stelle aus vor mehr als sieben Jahren von den neueren Darstellungen dieser Periode sprach[1]), so möchte ich heute auf einige ältere Darstellungen derselben hinweisen. Es sind solche, die mitten aus der Kaiserzeit selbst hervorgegangen sind und die immer Hauptquellen unserer Erkenntniß derselben bleiben werden. Nicht ohne Interesse beobachtet man, wie sich in den Berichten

[1]) H. von Sybel, Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. München 1859.

der Zeitgenossen unmittelbar jene Ereignisse und Zustände wiederspiegeln, deren Andenken in unserem Volke nie erloschen ist und auf deren gründliche Kenntniß wir noch nach acht Jahrhunderten so viel Gewicht legen. Unter diesen Darstellungen ist eine von hervorragender Bedeutung, welche lange vermißt wurde und die eine glückliche Entdeckung erst vor einigen Wochen in meine Hand gab. Es wird gerechtfertigt sein, wenn ich bei ihr etwas länger verweile, zumal sie nicht allein für die Kaiserzeit im Allgemeinen, sondern auch für die ältere Geschichte Baierns eine besondere Wichtigkeit besitzt.

Die festere Verbindung der deutschen Stämme, die Sicherung ihrer Grenzen gegen äußere Angriffe, die Erweiterung des Reichsgebietes, die Eroberung Italiens und die Erneuerung des römischen Kaiserthums: das ist die Summe der Thaten Ottos des Großen. Sie gaben dem Abendlande eine neue Gestalt, führten eine neue Zeit herauf, und auch für die deutsche Historiographie sind sie epochemachend gewesen. Man kann sagen, daß eine solche eigentlich erst mit den letzten Jahren Ottos beginnt, und auch da tritt, so bedeutend sonst die Anfänge sind, ein nationales deutsches Element, wie wir es jetzt verstehen, in den Geschichtswerken nirgends hervor. Es kann dies auch kaum befremden. So gewiß es ist, daß in Ottos Absicht lag, die deutschen Stämme zu einem einigen Reiche dauernd zu verbinden und sie dadurch zu einer Nation zusammenzuschmelzen — in seiner Kanzlei ist die Gesammtbezeichnung Deutsche für alle deutschredenden Stämme unseres Wissens zuerst gebraucht worden — eben so gewiß ist, daß die Absicht des Kaisers wenig Verständniß fand und sich nur

langsam verwirklichte[1]). Erst im Anfange des 11. Jahrhunderts, als Ottos Geschlecht bereits ausgestorben war, begannen sich unsere Vorfahren, abgesehen von den Stammesunterschieden, als ein einiges deutsches Volk zu bezeichnen, wie wir es jetzt noch mit so starkem und berechtigtem Nachdruck thun. So hoch Ottos Thaten von seinen Zeitgenossen erhoben wurden, so wird er doch nirgends als König des deutschen Volkes und Reiches sondern bald als das glorreiche Haupt des sächsischen Stammes, bald als der glückliche Hersteller des ostfränkischen Reiches, bald als der siegreiche römische Imperator, der die abendländische Welt seinem Gebot unterworfen, verherrlicht. Nicht als ein deutsches Kaiser- oder Königreich wird Ottos Herrschaft bezeichnet, sondern als römisches Imperium oder als Frankenreich oder als die Lande Sachsen und Franken.

Nach dem Aussterben der Ottonen war es sogar im ersten Moment noch fraglich, ob die deutschen Stämme unter einer Herrschaft ferner vereinigt bleiben würden. Erst nach dem jähen Ende eines sächsischen Thronbewerbers und der schnellen Besiegung des Schwabenherzogs, der umsonst die Theilung des Reiches angeboten hatte, gelang es dem Baiernherzog Heinrich die Herrschaft über alle deutsche Stämme zu behaupten, und mit großer Beharrlichkeit hat er dann während seiner ganzen Regierung dahin gestrebt, diese Stämme fester zu verbinden, indem er das Bewußtsein der gemeinsamen Nationalität bei ihnen zu heben suchte. Es kam Heinrich II. dabei sehr zu Statten, daß er seiner

[1]) Wie lose Baierns Verbindung noch zu Heinrich I. Zeit mit dem ostfränkischen Reiche war, zeigt deutlich das bekannte Fragmentum de Arnulfo duce (M. G. SS. XVI. 570). Dort heißt es: Tunc vero idem Saxo Heinricus . . . . . hostiliter regnum Baioariae intravit, ubi nullus parentum suorum nec tantum gressum pedis habere visus est.

Abstammung nach Baiern und Sachsen in gleicher Weise angehörte, den beiden mächtigsten Stämmen des Nordens und Südens, und daß er die deutsche Kirche für sich gewann, welche für den nationalen Gedanken Ottos des Großen das meiste Verständniß gezeigt hatte. Der deutsche Klerus, voran der baierische, hat dann auch Heinrichs Absichten vorzüglich gefördert. Dieser Kaiser, der mit ganz freier Gewalt über die Besetzung der deutschen Bischofsstühle verfügte, hat nacheinander die drei rheinischen Erzbisthümer baierischen Geistlichen ertheilt, und bestimmte politische Absichten sind dabei nicht zu verkennen. Eines der tüchtigsten Werkzeuge Heinrichs war der Abt Godehard von Nieder-Altaich, dem erst die große Reichsabtei Hersfeld in Hessen, dann das sächsische Bisthum Hildesheim übergeben wurde, und der durch seine Wirksamkeit Süd- Mittel- und Norddeutschland auf lange Zeit hin in geistiger Verbindung erhielt.

Es scheint bisher kaum genug hervorgehoben, daß es damals vorzugsweise baierische Kräfte waren, welche dem Particularismus der Stämme entgegenarbeiteten, und diese Arbeiten sind nicht erfolglos geblieben.

In den deutschen Geschichtswerken jener Zeit tritt uns nun auch öfters der Volksname entgegen, mit dem sich die Deutschen fortan den Franzosen, Italienern, Slawen u. s. w. als eine einige Nation zur Seite stellten, und demgemäß erscheint dort Heinrich II. nicht so sehr als Baiernfürst, wie als Oberhaupt des deutschen Volkes. Der klarste Beweis für das Wachsen des nationalen Gedankens in dieser Zeit liegt in den Vorgängen nach Heinrichs Tode. Obwohl Nichts über die Nachfolge im Reiche bestimmt war, ist nirgends damals der Gedanke, Sonderinteressen der Stämme bei der neuen Königswahl zu verfolgen, unseres Wissens aufgetaucht. Man beschloß vielmehr, aus allen deutschen Ländern

sollten sich am Rhein die Fürsten versammeln, und wen sie da wählten, wollten Alle in gleicher Weise als ihren König und Herrn anerkennen.

Die Darstellung der Wahl zu Kamba, welche wir Wipo, dem Biographen Konrad II., verdanken, hat zu allen Zeiten auf deutsche Gemüther den lebhaftesten Eindruck gemacht, und mit vollem Recht; denn sie versetzt uns mitten in eine Handlung, in welcher zum erstenmal mit klarem Bewußtsein alle deutschen Stämme als Glieder eines Volkes, eines Reiches auftraten.

Den Gedanken der Reichseinheit, welcher die Wahl zu Kamba beherrschte, hat wohl Niemand schärfer erfaßt, als Konrad selbst. Er war ein Kriegsmann, und das Glück begünstigte seine Waffen. Nicht allein Italien behauptete er, sondern unterwarf sich auch das Königreich Burgund. Aber alle Macht und Autorität, die er so gewann, diente doch zuletzt einem großen politischen Plane, den er mit festem Sinn und der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit bis an sein Ende verfolgte: das Herzogthum, in welchem die einzelnen Stämme noch ihre besondere Vertretung hatten, beabsichtigte er zu beseitigen und so alle deutschen Länder unter die unmittelbare Gewalt der Krone zu bringen. Niemand möchte sagen, wie sich die Geschicke des deutschen Volkes gestaltet hätten, wenn Konrad seine Absichten hätte durchführen können; die Fundamente einer starken Erbmonarchie wären in Deutschland zu einer Zeit gelegt worden, wo das Königthum noch in allen anderen Staaten des Abendlandes um seine Existenz rang.

Weit genug ist Konrad gediehen, und nicht so sehr an dem Widerstande der Stämme, wie an seinem eigenen Sohne und Nachfolger ist sein Plan gescheitert. Schon bei Lebzeiten des Vaters hatte Heinrich III. der Einziehung der Herzogthümer entgegengearbeitet, und während seiner eigenen Regierung befolgte

er dann das System, die Stammesvertretung in den Herzögen zwar bestehen zu lassen, aber in so herabgedrücktem Zustande, daß keine die Reichseinheit schwächende Politik mehr von ihnen verfolgt werden konnte. Bei dem gewaltigen Aufschwung, den damals das Kaiserthum nahm, wo fast das ganze Abendland ihm dienstbar wurde, schien ohnehin eine Politik nach untergeordneten Stammesinteressen kaum noch im Bereich des Möglichen zu liegen.

Aber die Dinge wandten sich schnell. Der frühzeitige Tod Heinrich III., dem sein Sohn als Knabe von wenigen Jahren folgte, bot den deutschen Fürsten, welche längst das reißende Anwachsen der kaiserlichen Macht mit Besorgniß erfüllte, die Gelegenheit zu einer erfolgreichen Erhebung. Indem sie nun den lange niedergehaltenen, neu sich regenden Stammesgefühlen Raum zu freierer Entwickelung ließen und indem sie sich zugleich mit allen in Italien der kaiserlichen Macht feindlichen Elementen, namentlich mit dem Papstthum, verbanden, gelang es ihnen die Errichtung einer starken monarchischen Gewalt in Deutschland zu vereiteln. Mehr als einmal schien sogar noch ein gänzliches Auseinanderfallen des Reiches in den folgenden Kämpfen zu befürchten. Zum Glück ist es dahin nicht gekommen. So weit hatte sich das nationale Bewußtsein doch entwickelt, daß die politische Verbindung der Stämme nicht mehr ganz aufzulösen war. Das deutsche Reich, und mit ihm ein Deutschland und ein Volk der Deutschen blieben auch nach jenen Kämpfen bestehen, und so geachtet war noch immer nach außen die Macht dieses Reiches, daß man es als den Kern der abendländischen Welt ansah.

Offenbar liegt in den Zeiten Heinrich III. und Heinrich IV. ein entscheidender Umschwung wie für die allgemeine Geschichte, so auch im Besonderen für unsere nationale Entwickelung. Es ist anziehend zu beobachten, wie sich gerade der Gang der

letzteren in jenen gleichzeitigen Kaisergeschichten darstellt, auf welche ich bereits hinwies. Es sind drei Werke, an die ich mich halte. Sie sind sämmtlich in jener annalistischen Form abgefaßt, welche die Historiographie jener Zeit beherrschte, obwohl die enge Form durch die Fülle des Stoffes mehr und mehr durchbrochen wird. Die Verfasser sind sämmtlich Mönche, aber in großen Klöstern, die unmittelbar mit dem Reiche im Zusammenhange standen, wo die Kaiser wohl selbst Hof zu halten pflegten, und die Werke zeigen, daß diese Mönche an den politischen und militärischen Vorgängen ihrer Zeit mindestens eben so lebhaften Antheil nahmen, wie an den Klosterangelegenheiten. Daß die Verfasser nicht jener Hofgeistlichkeit angehörten, aus welcher man damals die officiellen Geschichtsschreiber wählte, ist mindestens insoweit ein Vortheil, als wir auf größere Unbefangenheit der Berichte uns verlassen können. Der eine dieser Annalisten schreibt in einem schwäbischen, der zweite in einem baierischen, der dritte in einem hessischen Kloster. So geben ihre Darstellungen zugleich die Eindrücke der Vorgänge in verschiedenen Theilen des Reiches, unter verschiedenen Volksstämmen.

Die glänzenden Thaten Heinrich III. schildert uns als unmittelbare Erlebnisse ein Mann, dessen Namen die deutsche Wissenschaft stets in Ehren halten soll. Es ist Hermann von Reichenau. Aus einem vornehmen Geschlechte Schwabens entsprossen, wurde er in früher Jugend dem Kloster Reichenau zur Erziehung übergeben und that in demselben später Profeß. Selten hat in einem gebrechlichen Körper ein regeres wissenschaftliches Streben gewohnt. Von der Gicht so zusammengezogen, daß er sich nicht ohne Beihülfe umwenden konnte, in der Sprache überdies behindert, nur mühsam die Laute zu Worten fügend, war er doch unermüdlich im Lesen, im Schreiben und Unterrichten.

Was sich an Kenntnissen in seiner Zeit gewinnen ließ, eignete er sich an und suchte dann das schwer Erworbene durch Rede und Schrift Anderen mitzutheilen. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit zog von allen Seiten strebsame Jünglinge herbei, welche ebenso das Wissen des Meisters, wie sein weiches Gemüth und das herzlichste Wohlwollen fesselte. Auf sehr verschiedenen Gebieten hat sich Hermann als Schriftsteller versucht; in der Mathematik und Astronomie so gut, wie in der Moralphilosophie und in der Poesie. Seine Schriften werden wenig Originales enthalten, doch eine gewisse Reinheit und Durchsichtigkeit der Form gibt ihnen für jene Zeiten Bedeutung. Besonderen Werth hat für uns seine Chronik, in welcher zuerst ein deutscher Gelehrter die Geschichte von Christi Geburt an im Zusammenhange nach einem bestimmten Plane darzustellen suchte. Ein großer Meister unserer Zeit hat jüngst als den Hauptvorzug unserer deutschen Geschichtsschreibung die universalhistorische Betrachtung hervorgehoben, und in der bewußten Richtung zu solcher Betrachtungsweise finden wir zuerst Hermann unter den Deutschen. Seine Chronik ist dann Antrieb und Vorbild für eine große Zahl ähnlicher Arbeiten in den folgenden Zeiten geworden; was vor ihm sich als Weltgeschichte ausgeben mochte, wie die Hersfelder Annalen, war nur roheste Compilation und wurde bald durch seine Arbeit verdrängt.

Soweit Hermann die Schriften Anderer zu seiner Chronik zu benützen vermochte, hat er es mit Fleiß und Umsicht gethan. Die Ereignisse unter Kaiser Heinrich III. Regierung konnte er fast nur nach den mündlichen Berichten, welche ihm zugingen, darstellen. Bewunderungswerth ist, wie zuverläßig dennoch seine Nachrichten sind, ein wie treues Bild der gleichzeitigen Ereignisse sie geben. Hermann läßt meist die Thatsachen selbst sprechen, ohne seine subjectiven Ansichten einzumischen; dennoch fühlt man

diese hindurch. Sein Schüler Berthold schildert ihn als einen siegreichen Streiter für die Wahrheit, bei aller Milde des Herzens als den unversöhnlichen Gegner jeder Ungerechtigkeit; und eine solche Gesinnung legt sich auch in der Chronik an den Tag. Er kannte persönlich Kaiser Heinrich III. und Papst Leo IX. und würdigte vollauf ihre Verdienste; aber dies hindert ihn nicht über den Kaiser zu bemerken, Hoch und Niedrig habe geklagt, daß er von dem Wege der Tugenden, den er eingeschlagen, mehr und mehr abweiche, habsüchtig und nachläßig werde, und deutlich genug macht er dem Papste zum Vorwurf, daß derselbe als Priester die weltlichen Waffen statt der geistlichen gegen die Normannen ergriffen habe. Ueberall erscheint Hermann als der Mann, der offen seine Meinung ausspricht, ohne sie aufzudrängen.

Die Thaten der deutschen Kaiser bilden nun Hermann durchaus den Mittelpunkt der gesammten Zeitgeschichte. Die ganze frühere politische und kirchliche Entwickelung — denn er verfolgt beide zusammen — mündet ihm gleichsam in die Geschichte der deutschen Weltherrscher. Seine Gesinnung ist kaiserlich durch und durch. Jede Auflehnung im Innern gegen kaiserliche Macht ist ihm ein verkehrtes Unternehmen; jeder Widerstand anderer Nationen gegen die deutsche Herrschaft scheint ihm an sich unberechtigt; auch der von den Kaisern gegen die römische Kirche geübte Zwang erregt ihm nicht die geringsten Bedenken. Das stete Glück der Kaiser bestärkt ihn in dieser Gesinnung; denn der Erfolg galt zu jenen Zeiten noch mehr als ein Gottesurtheil, als in den unsrigen.

Nirgends aber sieht Hermann — und das verdient gegenüber den Schriftstellern der Ottonischen Zeit hervorgehoben zu werden — nirgends sieht er in den Kaisern die Repräsentanten eines einzelnen deutschen Stammes; sie sind ihm die Gebieter

des Abendlandes, vor Allem die Könige des deutschen Volkes. Wohl berührt Hermann mit Vorliebe die schwäbischen Angelegenheiten, wie sie ihm am besten bekannt waren, aber ein eigentlich schwäbischer Particularismus dem Reich gegenüber tritt in seiner Chronik nicht hervor. Das vielbeklagte Ende des jungen Ernst von Schwaben erregt ihm kein besonderes Mitgefühl; Ernst ist ihm lediglich ein Rebell, der schlechten Rathgebern das Ohr leiht. Hermann berichtet das Mißgeschick jener tapferen Deutschen, welche im Kampfe gegen die Normannen bei Civitate fast sämmtlich ihr Leben einbüßten; wir wissen, daß die meisten Schwaben waren, dennoch bezeichnet sie Hermann schlechthin als Deutsche. Kaiser Heinrich III. und Papst Leo IX. standen durch ihre Geburt zum schwäbischen Stamme in sehr nahen Beziehungen, aber nirgends werden diese von Hermann betont. Nirgends stoßen wir andererseits bei ihm auf irgend eine gehässige oder auch nur tadelnde Bemerkung gegen einen anderen deutschen Stamm.

Hermann starb vor Kaiser Heinrich III. im Jahre 1054, erst 41 Jahre alt. Seine Chronik, welche er bis in die letzte Lebenszeit fortgeführt hatte, übergab er, wie seine anderen unvollendeten Werke, seinem Schüler und Klosterbruder Berthold, um Alles zum Abschluß zu bringen. Berthold hat die Chronik fortgesetzt: zuerst im Sinne des Meisters; als dann aber der Streit Heinrich IV. mit Rom ausbrach, als der Herzog von Schwaben als Vorfechter des deutschen Fürstenthums und des römischen Papstthums auftrat und zum Gegenkönig aufgeworfen wurde, ergriff Berthold die entschlossenste Opposition gegen das Kaiserthum. Die späteren Theile seiner Fortsetzung, die uns bis zum Jahre 1080 bekannt ist, stehen im schärfsten Contrast gegen Hermanns Werk, ja gegen die Anfänge seiner eigenen Arbeit; es gibt sich darin jenes schroffe Umspringen der Stimmung zu er=

kennen, das nicht allein in Bertholds Person, sondern im ganzen Schwabenland um das Jahr 1076 eintrat.

Länger erhielt sich die kaiserliche Gesinnung in Baiern. Wir erkennen dies jetzt auch aus jenem neuentdeckten Werk, welches ich vorher erwähnte, den Annalen von Altaich. Schon vor 26 Jahren machte ich darauf aufmerksam, daß uns eine wichtige, im Kloster Nieder-Altaich abgefaßte Quellenschrift des 11. Jahrhunderts fehle, welche von ungarischen und bairischen Historikern vom 13. bis noch zum 17. Jahrhundert mit Vorliebe benützt sei, und versuchte den wesentlichsten Inhalt dieser Quellenschrift herzustellen, um sie so wieder nutzbar zu machen. Seitdem hat es an sorgsamen Nachforschungen nicht gefehlt, um den verborgenen Schatz zu heben, aber sie waren vergeblich. Die kostbaren Handschriften des Klosters Nieder-Altaich wurden zum Theil schon früh veräußert und sind jetzt weit zerstreut; manche wichtige literarische Denkmale sind auch dort bei einem Brande im Jahre 1671 untergegangen. So ist die Hoffnung gering, jemals wieder in den Besitz des Originals zu kommen. Zum Glück hat sich das Werk auf eine andere Weise erhalten. Als sich Aventin im Sommer 1517 in Nieder-Altaich aufhielt, nahm er von den alten Klosterannalen, deren Bedeutung er sogleich erkannte, eine Abschrift. Diese gelangte auf manchen Umwegen schließlich in den Besitz Oefeles, des verdienten Herausgebers der bairischen Geschichtsquellen, in dessen literarischem Nachlaß sie der Freiherr Edmund von Oefele jüngst aufgefunden und mir zur Einsicht übergeben hat[1]). Das Werk ist noch inhaltsreicher, als

[1]) In Verbindung mit Freiherrn E. von Oefele habe ich dann 1868 zuerst diese wichtige Quelle unserer Kaisergeschichte in den Monum. Germaniae SS. XX. 772—824 herausgegeben. Es ist auch eine Octavausgabe des Textes gleichzeitig veranstaltet.

ich früher vermuthen konnte und um so werthvoller, als in der historischen Literatur jener Periode gerade Baiern bisher bei weitem weniger vertreten war, als die anderen deutschen Länder.

Wir wissen von dem Verfasser nicht mehr, als daß er ein Mönch des Klosters Altaich war. Das lebhafte Interesse, welches er an den Zeitvorgängen nahm, bekundet seine Arbeit auf jeder Seite, und wenige Klöster waren in der That so geeignet, wie das seine, um dieses Interesse zu befriedigen und einen weiten Blick über die deutschen, ja die Weltverhältnisse zu eröffnen. Von der Zeit des heiligen Godehard her war Altaich in unmittelbarem Verkehr mit Hersfeld und Hildesheim geblieben: so erfuhr man an der Donau leicht und schnell, was in Sachsen und Hessen vorging. Altaich galt in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts geradezu für ein Musterkloster, und die dortigen Mönche wurden deshalb von den Königen und Bischöfen gern benützt, um gesunkene Klöster zu reformiren. Dadurch kamen mehrere Abteien in Deutschland und Böhmen an Altaicher Mönche; man verpflanzte sie sogar über die Alpen. Die Abtei Leno im Sprengel von Brescia ist längere Zeit ganz in den Händen der Altaicher gewesen, und der treffliche Richer, ein Baier von Geburt, der sie verwaltete, wurde sogar von dort zur Reform des großen Mutterklosters der abendländischen Christenheit nach Monte Cassino berufen. Vom Jahre 1038 bis zu seinem Tode im Jahre 1055 hat dort Richer nicht allein in den kirchlichen Dingen, sondern auch in den politischen Verhältnissen Unteritaliens eine sehr einflußreiche Stellung eingenommen. Die Abtei Leno hatte er kurz vor seinem Tode dem Altaicher Wenzel übergeben, der dann im Jahre 1062 von dem jungen Heinrich IV. auch zum Abt von Altaich selbst bestellt wurde. So stand man im Kloster auch mit Italien in steter Berührung, und alle Vorgänge dort blieben den Altaicher Mönchen nicht lange

verborgen. Noch größeres Interesse gewährten ihnen aber die Ereignisse in Ungarn. Immer von Neuem sahen sie die deutschen Heere gegen das feindliche Volk die Donau hinabziehen, und öfters beherbergten sie die Kaiser selbst in ihren Mauern. Glänzenden Siegen, welche für alle Zeiten die Herrschaft der Deutschen in Ungarn festzustellen schienen, folgten bald Ereignisse, welche alles Gewonnene wieder in Frage stellten. Es war ein unausgesetztes Schwanken der Waage, welches die Aufmerksamkeit in Spannung erhielt, und man war zu Altaich dem Schauplatz dieser Kämpfe nahe genug.

Ein Mönch, der Zeitgeschichte schreiben wollte, mochte nicht leicht einen günstigeren Standpunkt für seine Arbeit finden, und alle Vortheile desselben hat der Verfasser unserer Annalen zu nutzen gewußt. Er berichtet über alle wichtigeren Vorgänge in den deutschen Ländern, namentlich in Baiern und Sachsen; er liefert werthvolle Beiträge zur Geschichte Italiens und Böhmens; die größte Bedeutung aber haben seine Nachrichten für die Geschichte Ungarns und der ungarischen Mark, des jetzigen Oesterreichs.

Bis zum Jahre 1030[1]) haben die Altaicher Annalen ein untergeordnetes Interesse; im Ganzen sind sie so weit fast nur Kopie der alten Hersfelder und Hildesheimer Annalen, und das Neue, was sie bieten, hat meist unmittelbar auf das Kloster Beziehung. Die Annalen scheinen hier fast mehr eine Kloster- als eine Kaisergeschichte. Sobald aber die Angriffe Konrads auf Ungarn beginnen, gewinnt das Werk eine andere Gestalt. Wird auch noch Anfangs jene ältere Quelle benutzt, so finden sich doch

[1]) Es ist später in der Ausgabe nachzuweisen versucht, daß der Hildesheimer Mönch Wolfher, der damals in Altaich lebte, die Annalen bis zum Jahre 1032 compilirt habe und erst das Weitere originale Arbeit des Altaicher Mönchs sei.

die Nachrichten derselben erweitert, und vom Jahre 1040 sind unsere Annalen ganz selbständig. Von Jahr zu Jahr steigert sich nun mit dem Reichthum des Stoffes zugleich dessen Werth. Die Klostergeschichte tritt in den Hintergrund, und in der Hauptsache erhalten wir eine Geschichte der deutschen Kaiser, zu deren Zeiten der Verfasser lebte. Sein Werk ist aber in noch höherem Maße, als Hermanns Chronik, im kaiserlichen Sinne geschrieben und erregt auch dadurch unsere Aufmerksamkeit.

Jede Auflehnung der Fürsten gegen die kaiserliche Gewalt ist dem Altaicher Mönch Rebellion und der strengsten Strafe würdig, gleichviel ob geistliche oder weltliche Große dabei betheiligt sind. Nächst den glücklichen Kriegen der Kaiser gegen die Ungarn und Böhmen erzählt er am liebsten von Fürstenverschwörungen gegen die Kaiser und von ihrer Vereitelung durch göttlichen Beistand. Dieser eigenthümlichen Vorliebe verdanken wir manche wichtige Nachrichten. Wie über einen Mordanschlag mehrerer Bischöfe Italiens gegen Konrad II., so berichtet der Verfasser ausführlich über ein ähnliches Attentat, welches mehrere deutsche Fürsten, unter ihnen der Bischof Gebhard von Regensburg, gegen Heinrich III. im Schilde führten. Es waren bei Hofe sehr angesehene Männer im Bunde, und deshalb, sagt der Annalist, hätte das Unternehmen leicht gelingen können, wenn nicht Gott ihre Listen, „wie Spinnengewebe“, vernichtet hätte. „Und daraus mag lernen, wer es will“, fügt er hinzu, „daß den gottgeliebten Fürsten die göttliche Vorsehung immer vertheidigt und schützt“.

Allerdings widmet der Mönch dem frommen und siegreichen Heinrich III. eine besondere Verehrung; aber er verharrt auch in seiner kaiserlichen Gesinnung, als in den schlimmen Zeiten nach dessen Tode die Treue der Kaiserlichen hart auf die Probe gestellt wurde. Sehr richtig, wie mir scheint, beurtheilt er

die damaligen Zustände des Reiches; doch zeigt seine Darstellung dabei das sichtliche Bestreben die Person des Königs zu schonen. Er weist darauf hin, wie die mächtigen Männer am Hofe die Jugend des Königs und die Schwäche seiner Mutter mißbrauchten, um sich zu bereichern, wie Niemand den Knaben im Guten und Rechten unterwiesen habe, wie die größte Unordnung am Hofe entstanden, und dadurch Erzbischof Anno und Andere, die sich um das Wohl des Reiches bekümmerten, zu dem bekannten Königsraub gedrängt seien. Er berichtet, daß dann wohl eine Zeit lang ein kräftigeres Regiment eingetreten, die Habgier der Fürsten aber doch nicht unterdrückt sei. Als im Jahre 1066 der junge Heinrich schwer erkrankte, da nahmen manche Fürsten, erzählt der Mönch, schon von dem Throne Besitz, aber der König genas wieder, und die Hoffnung „der gierigen Raben" wurde getäuscht. Bei dem unglücklichen Versuch des Königs, sich von seiner Gemahlin zu scheiden, mißt der Annalist die Hauptschuld dem Erzbischof von Mainz bei. Die Käuflichkeit der Bisthümer und Abteien am Hofe rügt er allerdings mit scharfen Worten, doch schuldigt er mehr die Geistlichen an, welche die Stellen kauften, als die weltlichen Verkäufer.

Ungeachtet seiner kaiserlichen Gesinnung steht der Annalist unzweifelhaft auf der Seite der kirchlichen Reform, wie denn Sympathien für Kirche und Reich sich zu jener Zeit noch recht wohl verbinden ließen. Als der Mönch schrieb, war der offene Streit zwischen Rom und Heinrich IV. noch nicht ausgebrochen; die Wahl Gregor VII. gehört zu den letzten Vorgängen, über welche er Aufzeichnungen gemacht hat.

Otto von Nordheim, der gefährlichste Gegner des jungen Königs, ist der Mann, auf welchen der Annalist die volle Schale seines Zornes ausschüttet. Man würde sehr irren, wenn man

den Grund darin suchte, daß dieser sächsische Große das Herzogthum Baiern an sich brachte und sich neun Jahre in demselben behauptete. Denn schon seit mehr als 50 Jahren hatte in Baiern kein Herzog mehr gewaltet, dessen Geschlecht irgend welche Beziehungen zum Lande und Volke hatte; man war hier längst daran gewöhnt, Männer aus anderen deutschen Stämmen in der herzoglichen Gewalt zu sehen. Ottos schwerste Schuld in den Augen des Annalisten liegt vielmehr darin, daß er die Abtei Altaich, welche bisher reichsfrei gewesen war, sich vom König zu Lehn geben ließ; der jähe Sturz des mächtigen Herzogs erscheint dem Mönche zunächst als eine göttliche Strafe für die Eingriffe in die Freiheiten seines Klosters. Freilich sind es noch viele andere schlimme Dinge, die er dem verhaßten Manne nachsagt. Als im Jahre 1067 in Baiern ein innerer Krieg unter den Großen ausbrach, bei dem das Land furchtbar verwüstet wurde, soll Otto von beiden Parteien Geld genommen und ruhig den Gräueln zugesehen haben. Als er im folgenden Jahre nach Italien ging, soll er bereits mit hochverrätherischen Plänen gegen den König umgegangen sein. Der Mordanschlag auf Heinrich IV., dessen Otto später beschuldigt wurde, ist unserem Annalisten eine unzweifelhafte Thatsache, die strenge Strafe eine durchaus verdiente.

Der Verfasser unserer Annalen ist ohne Zweifel ein Baier und fühlt sich als solcher. Mit Vorliebe erzählt er von den Ereignissen in Baiern, und dieser Name bezeichnet ihm einen noch weiteren Begriff, als wir jetzt damit verbinden. Auch Oesterreich ist ihm noch Baierland, und die Markgrafen von Oesterreich bezeichnet er öfters als bairische Markgrafen. Aber als Baier weiß er sich nicht in einem schroffen Gegensatz gegen die anderen deutschen Stämme und Länder; nirgends stoßen wir bei ihm auf eine abfällige Bemerkung gegen die Art der Sachsen, Schwaben,

Franken, wie er sie fremden Nationen z. B. den Lombarden gegenüber nicht unterdrückt. Der Name der Deutschen, der bei Hermann noch seltener erscheint, ist dem Mönche durchaus geläufig. Das deutsche Reich (regnum Teutonicum) ist ihm bereits ein ganz fester Begriff, obwohl der Ausdruck bei deutschen Chronisten kaum früher vorkommt. Und daß dies nicht etwa allein auf einer persönlichen Hinneigung zur Reichsidee beruht, sondern die Anhänglichkeit an Kaiser und Reich in Baiern überhaupt damals größer war, als in anderen Ländern Deutschlands, dafür zeugt, daß gerade hier Heinrich IV. am längsten einen zahlreichen Anhang behielt, daß er seine Schlachten gegen die Sachsen hauptsächlich mit bairischen Kriegsleuten schlug. Als die Bischöfe von Salzburg und Passau eine Partei gegen Heinrich zu bilden anfingen, konnten sie sich im Lande nicht halten und mußten eine Zufluchtsstätte in Sachsen suchen. Erst dadurch gewannen die Dinge in Baiern eine andere Gestalt, daß sich der italienische Welf nach langen Kämpfen dem Kaiser zum Trotz in dem Herzogthum zu behaupten wußte, und Heinrich IV. endlich nothgedrungen nicht allein ihm, sondern auch seinen Söhnen die gewonnene Stellung verbürgen mußte (1097). Da erst gewann Baiern in gewissem Sinne wieder eine Particulargeschichte, nachdem es etwa acht Jahrzehnte fester, als andere Länder, dem Reiche verbunden war.

Nur etwa fünf Jahre später als der Altaicher Mönch schrieb Lambert von Hersfeld seine bekannten Annalen. Inzwischen war der große Streit zwischen Rom und dem Kaiserthum ausgebrochen und das Reich durch die Wahl eines Gegenkönigs in einen furchtbaren inneren Krieg gestürzt worden. Wie anders die Dinge sich jetzt ansahen, namentlich in den Gegenden, wo das Ansehen Heinrich IV. für immer vernichtet schien, davon gibt

Lamberts Darstellung Zeugniß. Ich kann mich kurz über dieselbe fassen; denn seit Jahrhunderten gehört Lamberts Werk zu den gelesensten Quellen unserer Geschichte. Die epochemachenden Vorgänge der Jahre 1073—1077 hat Niemand mit mehr Kenntniß und zugleich mit größerem Talent geschildert. Wer diese Zeit studirt, muß Lamberts Buch zur Hand nehmen und wird sich immer von Neuem gern in dasselbe vertiefen.

Auch Lamberts Arbeit knüpft an die alten Hersfelder Annalen, welche der Altaicher Annalist benutzte. Beide Werke sind gleichsam Frucht von demselben Acker, aber zu anderer Zeit unter anderen klimatischen Verhältnissen aufgegangen, und deshalb im Ausfall so verschieden. Die früheren Partien von Lamberts Annalen haben sehr geringen Werth, das Meiste ist hier lediglich Kopistenarbeit. Erst da, wo Herzog Gottfried mit dem Jahre 1044 in die Geschichte eintritt, zeigt Lambert eine wärmere Theilnahme für die Ereignisse. Diesen Gottfried, der Heinrich III. eine unglückliche, Heinrich IV. eine um so glücklichere Opposition bereitete, und dessen ganzes Haus begleitet dann der Hersfelder Annalist mit sichtlichem Interesse; zugleich ist er ein eifriger Anwalt eben jenes Otto von Nordheim, gegen welchen der Altaicher Annalist mit den schwersten Anklagen auftrat. Doch nicht so sehr weltliche Personen sind es, welche Lambert in den Vordergrund seiner Darstellung rückt, als geistliche, und da widmet er die stärksten Sympathien Papst Gregor VII., dem Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit, Erzbischof Anno von Köln, dem harten Zuchtmeister des jungen Königs, und Bischof Burchard von Halberstadt, der nach Lamberts eigener Meinung die Seele des Sachsenaufstandes war. Ueberall fühlt sich der Mönch zu den Gegnern des jungen Königs hingezogen, und es entspricht dem, wenn er in Heinrich selbst einen verschlagenen, gewissenlosen und gewalt-

thätigen Tyrannen darstellt. Die Gerechtigkeit des Sachsenaufstandes, die Berechtigung Roms zu den äußersten Maßregeln gegen das ungehorsame Oberhaupt des Reiches, die Nothwendigkeit der neuen Königswahl zu zeigen, das tritt uns, je mehr wir uns mit dem Buche beschäftigen, als die Tendenz desselben entgegen. Man hat lange die Unparteilichkeit Lamberts hoch erhoben; neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß dieses Lob übertrieben war, und wir haben eine breitere Grundlage zur Kritik Lamberts jetzt gerade durch die Altaicher Annalen gewonnen, welche bis zum Jahre 1073 die gleichen Vorgänge, wie er, aber nicht in seinem Sinne erzählen.

Wie an äußeren Feinden, so hat es auch an Opposition im Innern des Reiches den Kaisern nie gefehlt. Empörungen und Verschwörungen der deutschen Fürsten gegen die sie herabdrückende Kaisermacht hat es schon in den Tagen Konrad II. und Heinrich III. gegeben, wie in der Zeit Heinrich IV. Aber erst unter dem letztgenannten Fürsten erhob sich von Neuem auch der Widerstand der Stämme gegen das Reich, nachdem er länger als ein halbes Jahrhundert geruht hatte. Die Sachsen meinten gegen die Schwaben herabgesetzt, in ihren alten Rechten verkürzt zu werden; mehr als einmal sind sie damit umgegangen, sich ganz von dem Reiche zu trennen und einen besonderen König zu wählen. Was wir jetzt Particularismus nennen, hatte in der Jugend Heinrich IV. in Norddeutschland seinen Sitz, und gerade die oberdeutschen Fürsten waren es, welche damals jenem Particularismus entgegentraten. So unzufrieden auch sie mit Heinrich waren, die Einheit des Reiches wollten sie erhalten wissen. Die Wahl Rudolfs von Schwaben bedeutete die Einsetzung eines neuen Königs für das ganze Reich, nicht eines eigenen Sachsenkönigs, obwohl Rudolf zuletzt dies allein war.

Wie mächtig die Stammesunterschiede wieder hervortraten, namentlich im Norden, geht aus Lamberts Darstellung deutlich genug vor, aber nicht minder deutlich, wie doch die Vorstellungen, die sich einmal vom deutschen Reiche und dem in demselben geeinigten deutschen Volke gebildet hatten, sich nicht mehr verdrängen ließen. Vom deutschen Reiche, dem deutschen Könige, den deutschen Fürsten spricht Lambert mit derselben Sicherheit, wie der Altaicher Annalist; öfters bezeichnet er Franken, Schwaben, Sachsen, Baiern als Provinzen des Reiches; die Kämpfe mit den Sachsen sind ihm, wie allen seinen Zeitgenossen, innere Kriege, Kriege zwischen Angehörigen eines und desselben Staates.[1]) In diesen Kriegen hat die Verbindung der deutschen Stämme zu einem Volk, das große Werk unserer mächtigsten Kaiser, gleichsam die Feuerprobe bestanden.

An eine ferne Zeit habe ich zu erinnern mir erlaubt, da es mir nicht ohne Interesse schien, an der Hand jener älteren Darstellungen unserer Kaiserzeit nachzuweisen, wie bestimmt sich daß Bewußtsein gemeinsamer Nationalität unter den verschiedenen deutschen Stämmen bereits im 11. Jahrhundert entwickelt hatte und wie die großen Erfolge der Kaiser nicht ohne Einfluß auf diese Entwickelung waren.

Wir wissen, daß sich die auswärtige Macht des Kaiserthums nicht auf die Dauer erhielt, daß im Innern das Territorialfürstenthum immer mehr Gewalt an sich riß, indem es sich nicht nur mit den alten, nun zu neuem Leben erwachenden

[1]) Inmitten des Investiturstreites wird das deutsche Vaterland (Teutonica patria) zuerst genannt und zwar fast gleichzeitig (um 1080) von einem schwäbischen und fränkischen Annalisten. M. G. SS. V. 317. 563.

Stammesinteressen verband, sondern auch die Nation weiter in Stämmchen und Stamm-Atome parcellirte, von deren Namen und Bedeutung frühere Zeiten Nichts gewußt hatten, und daß endlich religiöse und politische Zerwürfnisse die deutschen Landesherren und ihre Unterthanen so weit von einander entfernten, daß nach Jahrhunderten das alte deutsche Reich ganz zusammenbrechen mußte. Aber das Bewußtsein, daß die Deutschen ein gemeinsames Vaterland haben, daß sie ein einiges Volk sind, ging ihnen deshalb nicht verloren, vielmehr erstarkte es gerade damals unter dem Druck der Fremdherrschaft und unter politischen Stürmen, welche die Welt aus den Fugen zu reißen schienen, zu einer früher kaum geahnten Kraft.

Ein großes Volk, welches sich innerlich eins weiß, wird nie sich befriedigt fühlen, so lange ihm politische Einrichtungen fehlen, welche ihm die gemeinsame Entwickelung seiner unermeßlichen Kräfte und ein energisches Eingreifen in die Weltereignisse ermöglichen. Unsere deutschen Verhältnisse sind so eigenartig, daß es wohl als die schwierigste Aufgabe der Politik erscheinen mag, nachdem die alte Form des deutschen Staates zerfallen, die neue zu finden. Es wird Manche geben, welche an der Lösung dieser Aufgabe jetzt mehr als je verzweifeln; Andere hoffen dagegen, daß wir mit raschen Schritten einer festeren und angemesseneren staatlichen Verbindung entgegen gehen, als vordem im Kaiserreiche bestanden hat. Auch von diesem Reiche gilt, daß wir Zeit und Stunde nicht kennen, wo es in vollkommenerer Gestalt wieder aufgerichtet werden wird: doch daran, daß dies dereinst geschehen muß, und daß wir längst nur in einer Art von Interregnum leben, werden wohl Wenige zweifeln.

Die Historiographie folgt zu allen Zeiten den großen Impulsen des öffentlichen Lebens. Unsere Geschichtsschreibung ist

nationaler geworden, weil sich in uns allen das deutsche Bewußtsein jetzt mächtiger regt, als in den beiden verflossenen Jahrhunderten. Ihre ganze patriotische Kraft wird sie aber erst dann entfalten, wenn der deutsche Staat geschaffen ist, der unser Volk aus der Enge in die Freiheit führt, es zum Herrn und Meister seiner Geschicke macht. Wir fühlen wohl, daß unsere historischen Werke, obschon sie vielseitiger, durchdachter, in manchem Betracht reifer als die der Engländer und Franzosen sind, doch ihnen an ergreifender Wirkung nachstehen, und wir haben die Gründe nicht weit zu suchen. Fallen diese Gründe einst weg, so wird auch die deutsche Historiographie, wie wir hoffen, sich jeder anderen ebenbürtig erweisen. Die deutsche Philosophie hat vielleicht ihre Blüthezeit hinter sich, die deutsche Geschichtswissenschaft scheint noch Knospen zu treiben.

Der Einfluß

der

deutschen Hochschulen

auf die nationale Entwickelung.

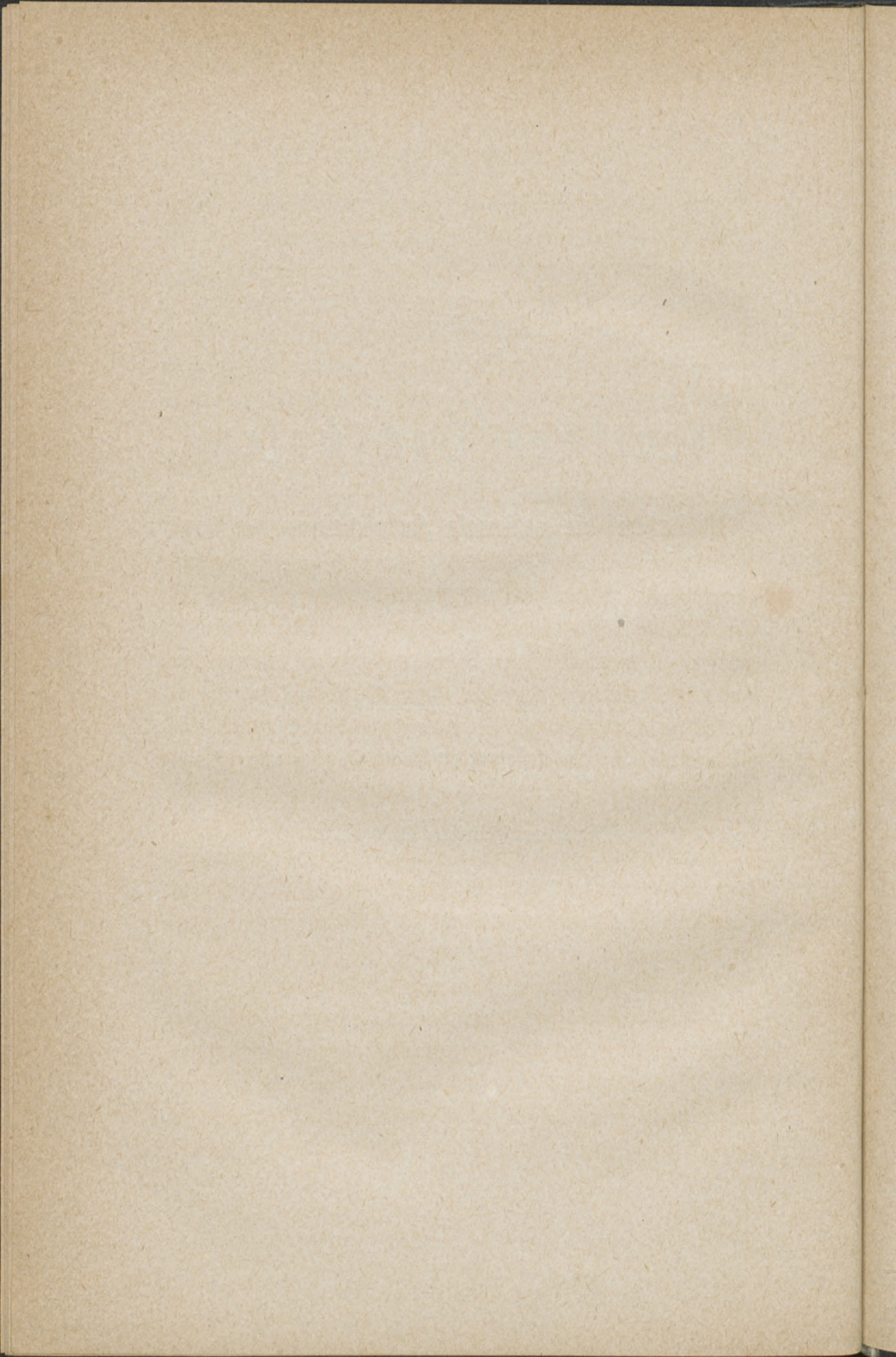
Rede

gehalten am 10. December 1870

beim Antritt des Rektorats

in der

Aula der Münchner Universität.



Niemals, so lange unsere Universität in München besteht, ist in ähnlicher Weise ein Studienjahr zu Ende gegangen, wie das letztverflossene. Wenn unsere akademische Jugend sich sonst bei dem Schlusse der Vorlesungen nach ihrer Heimath sehnte, so verlangte sie diesmal hinaus in das Kriegslager. Es war im abgelaufenen Semester einer der letzten Erlasse der akademischen Behörden, in welchem sie die opferbereite Vaterlandsliebe der Studirenden dieser Hochschule mit gerechtem Stolze anerkannte. Nicht allen, die für die große deutsche Sache gern das Schwert ergriffen hätten, ist dies vergönnt gewesen; aber viele unserer Commilitonen sind Commilitonen des siegreichen deutschen Heeres geworden und haben in Gemeinschaft mit den Jüngern der anderen deutschen Hochschulen zu den beispiellos glücklichen Erfolgen desselben rühmlich mitgewirkt.

Mit heißem Verlangen sehen wir der Stunde entgegen, wo wir jubelnd dem heimkehrenden Heere entgegenziehen. Aber wir wissen: nicht Alle, die uns angehört, werden wir wieder begrüßen. Mancher hat auf Frankreichs Boden sein Grab gefunden, und vielleicht trägt dasselbe nicht einmal einen Denkstein, der seinen Namen meldet. Der löblichen Weise anderer Hochschulen

gedenkend, hoffe ich, daß die Namen der Unsrigen, die im Kampfe für König und Vaterland ihr Blut vergossen, in diesen unseren Räumen auf eherner Tafel werden verewigt werden. Freilich ein herrlicheres Denkmal, als wir ihnen stiften können, haben sie selbst sich in der Freiheit und Hoheit des deutschen Vaterlandes errichten helfen. Wie tiefe Trauer uns beschleicht bei dem Gedanken, welche frische Jugendkraft, welche sich eben erschließende Geistesfülle, welche begeisterte Vaterlandsliebe, wie viele Hoffnungen ihrer Angehörigen mit ihnen untergegangen sind, kein geringer Trost liegt doch darin, daß sie nicht umsonst ihr Leben geopfert haben, sondern von Himmelshöhen auf das erlöste und ehrenreiche Vaterland herabschauen. Das Werk, für welches sie gestritten, ist, so viel können wir schon heute sagen, vollbracht. So hat ihr jugendliches Ringen erreicht, was oft dem lang Lebenden beim redlichsten Streben versagt bleibt.

Ich konnte mir nicht versagen diesen Gefühlen, welche sich mir im Rückblick auf das abgelaufene Studienjahr aufdrängen, am heutigen Tage Ausdruck zu geben, wo zum erstenmale wieder unsere Universität in ihrer Gesammtheit erscheint. Aber die Stellung, welche mir für das neue Studienjahr übertragen ist, erheischt, daß ich von den Forderungen rede, welche die Gegenwart an unsere Hochschule stellt, daß ich besonders den Jünglingen, welche ihre akademische Laufbahn jetzt erst beginnen und sich mit Vertrauen unserer Lehranstalt zugewendet haben, diese Forderungen und die mit ihnen verbundenen Pflichten an das Herz lege.

Mit freudigem Willkommen tritt unsere Universität Ihnen, meine jungen Freunde, entgegen. Sie bietet Ihnen die reichsten Hülfsmittel wissenschaftlicher Erkenntniß, über welche sie Dank der Liberalität und Huld unserer Könige und der Fürsorge

unserer Staatsregierung verfügt, zu freier Benützung, und jeder ihrer Lehrer ist bereit Ihnen seine volle Kraft zu widmen, um Sie auf der Bahn der Wissenschaft so weit zu fördern, als er irgend vermag. Durch die Gesetze unserer Universität ist Ihnen in Ihren Studien und in Ihren socialen Verhältnissen Alles gewährt, was wir in Deutschland als akademische Freiheit zu bezeichnen pflegen und worauf wir mit Recht einen hohen Werth legen, da nur in freier geistiger Bewegung, durch Selbstbestimmung und Selbstentschluß, jene höchste Bildung erreicht werden kann, welche in den bestimmenden Kreisen unseres Volkes zu erhalten und zu wahren unsere Hochschulen recht eigentlich berufen sind.

Mit jeder Freiheit ist selbstverständlich ein Mißbrauch derselben ermöglicht, und die Gefahr des Mißbrauchs wächst mit dem Maße der Ungebundenheit. Dieser Gefahr wird der studirende Jüngling kaum anders begegnen, als wenn er sich stets gegenwärtig erhält, daß ihm die akademische Freiheit eben nur als ein Mittel für seine geistige Ausbildung gewährt ist und daß sie eine Summe von Pflichten in sich schließt, durch deren Versäumung er sich einer schweren Verantwortlichkeit aussetzt. Bei dem Mißbrauch dieser Freiheit wird er seine frischesten, für eine vielseitige Entwickelung geeignetsten Lebensjahre verlieren; ein unersetzlicher Schaden für ihn, und nicht minder für die Seinen, welche lange gehegte Hoffnungen völlig vereitelt oder mindestens in weite Ferne hinausgerückt sehen. Und dieser Mißbrauch ist zugleich Pflichtvergessenheit gegen den Staat, der alle Bildungsmittel und vielfache Vergünstigungen den Studirenden in der bewußten Absicht gewährt, aus ihnen Männer zu bilden, die seinen letzten Zwecken dienen, ihm die Lösung aller seiner großen Aufgaben ermöglichen und ihn selbst auf dem geistigen Ni-

veau halten, auf dem er allein neben anderen Staaten bestehen kann.

Es war meines Amtes auf die Pflichten, die mit der akademischen Freiheit verbunden sind, hinzudeuten, aber es genügt, sie berührt zu haben. Denn was könnte ich Ihnen, meine jungen Freunde, hier sagen, was Ihnen nicht schon oft Andere, was Sie nicht schon oft sich selbst gesagt hätten? Und niemals werde ich glauben, daß Einer von Ihnen mit einem anderen Vorsatze in dieses Heiligthum der Wissenschaft und in unsere Gemeinschaft eintrete, als dem, sich mit Eifer und Treue den Studien zu widmen. An diesen Vorsatz glaube ich bei Ihnen allen, und kein heißerer Wunsch kann mich in diesem Augenblicke beseelen, als daß solcher Vorsatz die Kraft der That gewinne. Erfüllt sich mein Wunsch, so werden Sie dereinst auf Ihre Studienjahre als auf die gewinnreichste und freudigste Zeit Ihres Lebens gern zurückblicken, und bis an das Ende desselben werden Sie dieser unserer Ludovico-Maximilianea ein liebevolles Andenken bewahren.

Aber es gibt Pflichten, deren ich heute glaube besonders gedenken zu sollen, weil sie in großen Zeitereignissen klarer, als jemals, uns entgegentreten. Es sind Pflichten, welche Sie, die Münchner Studirenden, nicht allein mit den Studirenden der anderen deutschen Hochschulen, sondern in gewissem Sinne auch mit allen Lehrern dieser Hochschulen theilen, — ich meine die Pflichten gegen die deutsche Nation. Wie unsere Universitäten diese Pflichten verstehen, wie sie ihre Aufgabe in dieser bedeutungsvollen Zeit erfassen, davon hängt nicht allein ihre Zukunft ab, sondern auch die Wohlfahrt der einzelnen deutschen Staaten und zuletzt zum guten Theil die würdige Stellung des gesammten deutschen Vaterlandes.

Selten sind Ereignisse, welche mit ihren unübersehbaren Folgen die Welt in ihrer ganzen Weite beschäftigen und noch lange in Spannung halten werden, so unerwartet eingetreten, wie wir es in den letzten Monaten erlebten. Ein deutsches Volksheer, alle Stämme und alle Stände umfassend, zieht unter der Oberleitung des mächtigsten Fürsten in Deutschland aus; dieses Heer ringt dem alten Erbfeind unserer Nation im Westen, von dem sie Unbill über Unbill durch Jahrhunderte erlitten, eine Reihe der glänzendsten Siege ab, so daß endlich einmal mit demselben volle Abrechnung gehalten werden kann; die deutschen Staaten schließen sich so eng zusammen, daß jedem fremden Einfluß Thür und Thor versperrt wird, und entscheiden so in voller Freiheit über Deutschlands Zukunft; eine staatliche Verbindung der deutschen Fürsten und der deutschen Stämme wird angebahnt, in welcher wir Deutsche uns als eine einige große und machtvolle Nation darstellen werden, die hinter keiner anderen auf dem Erdenrund zurücksteht: dies Alles sind unerhörte Vorgänge, und um so staunenswürdiger, als Deutschland noch vor wenigen Jahren in einen inneren Krieg geworfen war, der auch den letzten losen politischen Verband der Gesammtnation aufgelöst hatte. Urplötzlich finden wir uns nun in Zustände versetzt, nach welchen unser Volk Jahrhunderte lang sich gesehnt, die aber auch die hoffnungsreichsten Seelen kaum noch verwirklicht zu sehen erwarteten. Die heute mit dem ersten vollen Bewußtsein ihrer Kraft mitten in diesen großen Wendepunkt der deutschen Geschicke eintreten, werden schwer ermessen, wie unsere wackersten Männer sich im vergeblichen Ringen nach dem Ziele, dem wir nun so nahe stehen, verzehrt haben, welches Maß des Glaubens wir Aelteren bedurften, um unter immer neuen Enttäuschungen doch nicht an der Zukunft unserer Nation zu verzweifeln.

Die Geschichtsforschung wird dereinst zu ergründen haben, wie dieser wunderbare Umschwung der deutschen Verhältnisse ermöglicht wurde. Wie viel aber auch zusammengewirkt, wie viel namentlich einer genialen und glücklichen Staatskunst und Kriegführung verdankt wird, unzweifelhaft ist doch, daß Alles vergeblich gewesen wäre, wenn sich nicht das deutsche Nationalbewußtsein, scheinbar oft nur langsam wachsend, aber doch stets im Stillen erstarkend, ungeahnt im Laufe der Zeit zu einer unbezwinglichen Macht entwickelt hätte. Vieles hat dieses Bewußtsein genährt; nicht am wenigsten, wie allgemein zugegeben wird, unsere Literatur und die mit derselben verbundenen wissenschaftlichen Bestrebungen. So haben denn auch unsere Universitäten, gleichsam die Brennpunkte der deutschen Wissenschaft, ihren Antheil daran, daß sich die Deutschen immer mehr ihres Deutschthums bewußt wurden. Es sei mir erlaubt, bei diesem Antheil zu verweilen; nicht deshalb weil ich Neues hier zu sagen hätte, sondern weil aus einem, wenn auch nur flüchtigen Rückblick auf den Einfluß, den unsere Hochschulen bisher auf das nationale Bewußtsein geübt haben, sich mir am klarsten auch ihre Aufgabe für die neuen Verhältnisse, in welche wir eintreten, zu ergeben scheint.

Wir sind gewohnt unsere Universitäten gleichsam als ein geistiges Gemeingut der gesammten deutschen Nation zu betrachten, und wir haben dazu nach dem jetzigen Stand der Dinge volles Recht. Wie unsere Universitäten durch und durch vom deutschen Geiste erfüllt sind, wie sie eine Bildung verbreiten, welche ohne Rücksicht auf particulare Interessen deutsch ist und deutsch sein will, gehören sie in der That Gesammtdeutschland an. Auch die Regierungen, von denen ihre Existenz abhängig ist, erkennen

diesen ihren eigenthümlichen Charakter an, indem sie befähigte Lehrer aus allen Gauen Deutschlands berufen, indem sie die ganze deutsche Jugend zur gleichen Benützung der von ihnen bereit gestellten Bildungsmittel einladen; alle Einrichtungen unserer Universitäten weisen jetzt auf diese ihre nationale Zusammengehörigkeit hin, wodurch sie sich von den meisten anderen Institutionen der Einzelstaaten wesentlich unterscheiden. Aber wie berechtigt man ist diesen nationalen Charakter der deutschen Hochschulen zu betonen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß er ihnen nicht ursprünglich eigen war, sondern sich erst sehr allmählich und unter vielen Hemmungen entwickelt hat.

Das Ausland sieht jetzt, wie auch wir es thun, unser Universitätsleben als etwas ganz eigenthümlich Deutsches an, was nur aus dem innersten Leben unseres Volkes zu begreifen sei und unlösbar mit demselben zusammenhange. Aber nichtsdestoweniger sind die Universitäten weder in ihrem Ursprunge deutsch, noch haben sie schnell einen tieferen Einfluß auf unser nationales Leben gewonnen. Die Gründung der ersten deutschen Hochschulen fiel in eine Zeit, wo sich die Einheit des deutschen Reiches schon völlig aufzulösen schien, wo corporative Verbände das ganze Leben der Nation zu überwuchern und zu zerreißen drohten. So erscheinen denn auch die ersten Universitäten bei uns lediglich als freie Genossenschaften unter dem Schutz der Landesherren, von denen sie begründet waren, ohne näheren Zusammenhang mit dem Reiche und ohne engeren Zusammenschluß untereinander. Deutsch war an ihnen kaum mehr, als daß sie auf deutschem Boden unter dem Schutz von deutschen Fürsten bestanden. Die Lehrsprache war die lateinische; der Lehrstoff war von Paris, von Bologna und anderen italienischen Universitäten übernommen; alle Einrichtungen waren aus der Fremde entlehnt.

Wie schnell sich auch nach den ersten Gründungen die Zahl der Universitäten mehrte, die meisten kamen doch in Verfall, ehe sie noch zur Blüthe gediehen. Denn es fehlte ihnen eine frische belebende Kraft, bis die humanistischen Studien bei ihnen Eingang fanden. Diese Studien, die gleich dem ganzen Universitätswesen ihre heilsamste und nachhaltigste Wirkung in Deutschland üben sollten, sind uns aber gleichfalls von außen her eingepflanzt, haben verhältnißmäßig spät bei uns Eingang gefunden und sich nur langsam eingebürgert. Es geschah erst zu einer Zeit, wo die Deutschen, in ihrer Zersplitterung von immer neuen schweren Verlusten betroffen, endlich darüber nachzudenken begannen, wie man die Kräfte der Nation zusammenfassen könne, wo sie die Erinnerungen an ferne Zeiten wach riefen, in denen das Reich in geschlossenerer Einheit geachtet und machtvoll gewesen war. Auch die deutschen Humanisten durchdrangen sich sofort mit solchen Gedanken und Erinnerungen und wußten ihnen beredten Ausdruck zu geben.

Denkwürdig ist eine Rede, welche im Jahre 1501 zu Innsbruck vor König Maximilian der gelehrte Heinrich Bebel hielt, einer der geistreichsten Vertreter der humanistischen Studien, damals Professor der Poesie und Eloquenz in Tübingen. Er erzählt im Eingange jener Rede, wie ihm im Traume eine greise Frau von riesiger Gestalt erschienen sei; ihr Gewand sei zerrissen, ihr Antlitz verstört gewesen, aber hoch habe sie das Haupt und auf demselben einen zerpflückten Lorbeerkranz getragen; als Germania habe sie sich ihm zu erkennen gegeben und ihm befohlen zu Max zu eilen, um ihm ihre Noth an das Herz zu legen. Diesem Gebote folgsam, fordert dann Bebel den König auf, mit starker Hand der Unbotmäßigkeit der Großen zu steuern und in seiner alten Kraft das Reich wieder aufzurichten. Der Redner

führt weiter aus, wiedie Großthaten des deutschen Volkes und seiner Kaiser nur deshalb so wenig gekannt seien, weil es bisher an deutschen Geschichtsschreibern gefehlt, und er spricht zugleich die Hoffnung aus, daß unter einem Könige, der gleich Cäsar selbst seine Geschichte schreibe, sich begabte Männer der Darstellung der vaterländischen Vergangenheit zuwenden würden.

Wie die patriotischen Worte Bebels auch außer der Hofburg von Innsbruck Wiederhall fanden, zeigt eine andere Rede zum Preise des deutschen Volkes, welche vier Jahre später der Jurist Christoph Scheurl von Nürnberg vor der versammelten Universität zu Bologna hielt; es galt damit den neuen aus der deutschen Nation gewählten Rektor zu verherrlichen. Scheurl wiederholt zum Theil nur Bebels Worte, aber er erhebt auch seine kunstreiche Vaterstadt Nürnberg und preist den Churfürsten Friedrich von Sachsen, der vor Kurzem die Universität Wittenberg als ein Asyl wahrer Gelehrsamkeit gestiftet habe.

Wahrscheinlich hörten die Italiener damals zuerst den ihnen unaussprechlichen Namen Wittenbergs, der aber nichtsdestoweniger bald neben Bologna und Paris in aller Welt genannt werden sollte. Schloß sich die Stiftung Friedrichs des Weisen auch in ihren äußeren Einrichtungen fast durchweg an die älteren deutschen Universitäten an, so erfüllte sie doch von Anfang an ein anderer Geist. Bald fanden sich in Wittenberg ausgezeichnete Lehrer zusammen, welche sich ganz in die Richtung der noch jugendfrischen humanistischen Studien eingelebt und zugleich mit den patriotischen Anschauungen der Zeit durchdrungen hatten. Zu ihnen gehörte der eben genannte Christoph Scheurl als Professor der Rechte, zu ihnen der größte Schüler Bebels Philipp Melanchthon, später als praeceptor Germaniae gefeiert, zu ihnen vor Allen Martin Luther, in dem jede Faser urdeut-

sches Wesen war, der entschiedenste Gegner des Scholasticismus und des juristischen Formelkrams, welche bis dahin die Universitäten beherrscht hatten. In seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation sprach er aus, wie eine Reformation der Universitäten hoch von Nöthen sei. „Ich's achte", sagt er, „daß kein päpstlicher noch kaiserlicher Werk möchte geschehen, denn gute Reformation der Universitäten, wiederum kein teufelischer ärger Wesen, denn unreformirte Universitäten."

Zu einer allgemeinen Reformation der Universitäten, wie sie Luther vorschwebte, ist es nicht gekommen; aber in Wittenberg führte er selbst mit seinen Freunden eine weitgreifende Umgestaltung der gelehrten Studien durch, welche dann auch auf die meisten anderen deutschen Universitäten Einfluß übte. Wie in der Kirche, suchte man sich auch in der Wissenschaft von den Fesseln der mittelalterlichen Tradition zu befreien; man rang nach unmittelbarer Erkenntniß der Dinge selbst und grub sich gleichsam zu den verschütteten Quellen des Wissens hindurch; nur auf diese Weise meinte man den Studien fortan eine wahrhaft ersprießliche Richtung geben zu können. Es entsprach das durchaus dem Wesen des deutschen Geistes, der sich nur in freier Bewegung genügt. Und zugleich entwickelte sich eine neue Literatur, deutsch nach Inhalt und Form, in welcher zum erstenmal der deutsche Gedanke zu vollem und klarem Ausdruck kam. Obwohl das Lateinische auch ferner noch die Kathedersprache blieb, hat doch diese neuhochdeutsche Literatur zum größten Theil von den Universitäten, namentlich von Wittenberg, ihren Ausgang genommen; von populärer Tendenz, vor Allem die Tagesfragen erörternd, hat sie doch sogleich auch auf das wissenschaftliche Gebiet hinübergegriffen.

Die Zeitverhältnisse drängten damals die theologischen Studien in den Vordergrund, aber die Reform erfaßte nicht minder

auch die anderen Fakultäten, gestaltete das gesammte wissenschaftliche Leben in Deutschland um. Es ist nicht ohne Verbindung mit derselben, wenn Theophrastus von Hohenheim dem ganzen bisherigen Studium der Medicin den Krieg erklärte; daß er seine neue Lehre nicht nur in deutschen Schriften verkündigte, sondern auch in Basel deutsch vorzutragen wagte, sah man freilich nur als eine seiner vielen Wunderlichkeiten an. Vor Allem folgenreich war, daß man sich auch bei dem Studium der vaterländischen Geschichte von der mit Fabeln erfüllten Tradition losriß und auf die ursprünglichen Quellen zurückging, daß die alten Volksrechte und die wichtigsten Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit durch den Druck veröffentlicht wurden, daß Männer von ausgezeichneten Gaben, wie unser Aventin, sich die Lebensaufgabe stellten in wissenschaftlichem und patriotischem Sinne die deutsche Historiographie völlig umzubilden.

So weit sich auch die neue Bewegung, welche in die deutschen Studien gekommen war, erstreckte, blieb ihr Centrum doch längere Zeit Wittenberg. Von der dortigen Universität sagt Ranke: „sie erhielt den Charakter einer allgemein vaterländischen Vereinigung, ohne Zweifel der wahre Charakter einer großen deutschen hohen Schule; aus allen deutschen Landesarten kamen die Lehrer, die Zuhörer zusammen, wie sie von da wieder nach allen Seiten ausgingen.“ In der That hat sich an Wittenberg zuerst gezeigt, was eine deutsche Universität zu leisten vermag, und indem sich nun mit der Geschichte dieser Universität unmittelbare Ereignisse verbanden, welche auf das Tiefste in die Geschicke der Nation einschnitten, ihre ganze Theilnahme in Anspruch nahmen, war die Zukunft der deutschen Hochschulen für immer gesichert: man fühlte seitdem, daß sie der Nation gehörten und nimmer von ihrem Leben zu trennen seien.

In der Zeit, als Wittenberg aufblühte, hatte man sich auch mit der Hoffnung eines engeren politischen Zusammenschlusses der Nation getragen. Diese Hoffnung zeigte sich bald als eitel, vielmehr wurde die Spaltung, besonders durch den heiß entbrannten Kirchenstreit, nur heilloser, und auch die Universitäten wurden in den Zwiespalt gezogen. Indem die Territorialstaaten sich immer mehr nach allen Seiten verselbständigten, brachten sie auch die Universitäten in größere Abhängigkeit von sich. Es erschien fortan als deren Hauptaufgabe Theologen und Staatsbeamte im Sinne des Territorialsystems zu bilden. Die Scheidung in katholische, lutherische und calvinistische Hochschulen trat ein, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz überwunden ist. Zugleich wurden die Universitäten im strengeren Sinne Landesuniversitäten der einzelnen Reichsstände; von Seiten der Obrigkeit wurde der Besuch der einen oder der anderen verlangt oder verboten, bestimmtere Studienordnungen vorgeschrieben, die Lehrer und die Lehre streng überwacht.

Allerdings wirkte der Anstoß, welchen Wittenberg gegeben, noch auf den protestantischen Hochschulen längere Zeit nach, und man kann sagen, daß die Studien dort bis zum Ende des 16. Jahrhunderts auf der vorgezeichneten Bahn blieben; aber ein wahrhaft nationaler Impuls war nicht mehr in denselben vorhanden. Noch weniger ließ sich ein solcher auf den katholischen Universitäten bemerken, wo die Jesuiten herrschend wurden, mit denen eine unverkennbare Rückbewegung zur Weise des Mittelalters auch in den Studien eintrat. Die Verbindungen, welche zwischen den deutschen Universitäten in ihrer Gesammtheit bereits angebahnt waren, löften sich wieder auf und haben zum Theile erst lange nachher von Neuem angeknüpft werden können. Damals standen sich die Universitäten, in verschiedene Lager zusammen-

geschaart, wie feindliche Heere gegenüber, und der Entwickelung nationaler Gedanken mußten sie so eher hinderlich sein, als sie fördern.

Verkümmerte unter solchen Umständen bereits die Freiheit und das nationale Element in den deutschen Hochschulen, so übte dann der lange Religionskrieg auf sie einen fast vernichtenden Druck. Wie durch jenen Krieg nach allen Seiten die Kraft der Nation gelähmt wurde und fremdes Wesen überall die Oberhand gewann, so auch auf den Universitäten. Die Lehrmethode sank meist zum todten Mechanismus herab; die literarische Produktion, die von den Professoren ausging, war unbedeutend, und bezeichnend ist, daß die deutsche Sprache in der wissenschaftlichen Literatur fast wieder verschwand. Nicht zu verwundern war, wenn Deutsche, die nach höherer Bildung strebten, nun von Neuem Italien und Frankreich aufsuchten, wo unter günstigeren Verhältnissen die Studien zu lebendigerer Entfaltung gediehen; freilich brachten die Deutschen meist von dort mit besseren Kenntnissen und einem entwickelteren Geschmack auch zugleich neue Elemente fremder Bildung in die Heimath zurück.

Das Elend der Zeit, die Zerklüftung aller Verhältnisse erweckte aber nach Herstellung des inneren Friedens bald wieder Geister, von denen nicht nur eine belebende, sondern auch einigende Kraft auf die Nation ausging. In erster Stelle ist da Leibniz zu nennen. Es ist gerade zweihundert Jahre her, daß er, damals noch in den Anfängen seiner Laufbahn, die denkwürdigen Worte schrieb: „Teutschland wird nicht aufhören seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt und allen Procis die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten hat.“ Man kann wohl sagen, daß alle Bestrebungen des großen Mannes sich dann weiter darin zusammenfaßten, das Selbstgefühl der

Nation zu heben und ihre gemeinsamen Kräfte zu sammeln. Seine Unionsversuche in Staat und Kirche haben keinen Erfolg gehabt; mehr erreichte er auf dem gelehrten Gebiet. Es gelang ihm die deutsche Wissenschaft aus den Schranken des Confessionalismus zu befreien, sie allseitig zu vertiefen, ihr in den höchsten Kreisen der Nation wieder Anerkennung zu verschaffen.

Man kann Alles, was später die deutsche Wissenschaft, namentlich auch durch die Universitäten, geleistet hat, auf Leibniz zurückführen; die von ihm ausgestreute Saat hat reichen Ertrag gebracht — reicheren, als er selbst erwartete. Denn zu der Macht des deutschen Geistes hegte er doch noch wenig Vertrauen. Während er die Vorzüge unserer Sprache für den wissenschaftlichen Gebrauch hervorhob, schrieb er selbst seine Hauptwerke in lateinischer oder französischer Sprache. Den gesunden Kern, der sich unter allen morschen Hüllen noch in den deutschen Universitäten erhalten, mißkennend, suchte er seine Absichten durch neu gestiftete gelehrte Staatsanstalten nach dem Muster der französischen Akademie zu erreichen.

In Wahrheit gab es in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf den deutschen Universitäten einige ausgezeichnete Lehrer, die zum Theil schon vor Leibniz einer tieferen Forschung neue Bahnen brachen. An Vielseitigkeit des Wissens und Originalität der Methode ist Leibniz sein älterer Zeitgenosse Hermann Conring zur Seite zu stellen. So verächtlich es ist, daß er sein Talent Ludwig XIV. zur Schädigung deutscher Interessen verkaufte, ist doch nicht zu verkennen, daß seine Wirksamkeit in Helmstedt für die deutschen Studien eine ungemein anregende gewesen ist. Indem er einerseits Geschichte und Politik in engere Verbindung zu bringen versuchte, andererseits der historischen Kritik festere Grundlagen gab, indem er dann vor Allem das

Studium des deutschen Rechtes hob, übte er weit über Helmstedt hinaus einen sehr nachhaltigen Einfluß auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands. Im Zusammenhange mit seinen Bestrebungen standen die Samuel Pufendorfs, des ersten Lehrers des Natur- und Völkerrechts auf der Universität zu Heidelberg, der für die Behandlung der Geschichte den praktisch-politischen Gesichtspunkt erst durchschlagend zur Geltung brachte und im schroffsten Gegensatze gegen die herrschende politische Doctrin der Theologen das Wesen des Staats auf philosophische Principien zurückzuführen sich bemühte. Noch heute interessirt seine pseudonym herausgegebene Schrift de statu imperii Germanici, in welcher er die reichen, allen anderen Ländern überlegenen Kräfte Deutschlands darlegt, die nur deßhalb in jeder Beziehung lahm gelegt seien, weil es dem Reiche an der nöthigen Einheit fehle.

Die stark angefochtenen Ideen Pufendorfs fanden zu Leipzig einen gewandten Vertreter in Christian Thomasius, in dem sich zugleich ein sehr energischer Patriotismus regte. Wie er der Alleinherrschaft des römischen Rechts in der Wissenschaft und Praxis, dem Franzosenthum in seinem Einfluß auf Literatur und Sitte mit Entschiedenheit entgegentrat, führte er überall die Deutschen auf ihr eigenes Wesen zurück, und unschätzbar ist der Dienst, welchen er den deutschen Universitäten erwies, indem er nicht allein die deutsche Sprache in der gelehrten Literatur wieder in Uebung brachte, sondern auch die alleinige Geltung des Latein auf dem Katheder beseitigte. Daß er im Jahre 1688 in deutscher Sprache zu lehren begann, ist für die deutsche Wissenschaft und die deutsche Nation förderlicher, als alle seine Schriften, gewesen. Sein Beispiel fand bald Nachahmung, und unsere Sprache ist dann allmählich auf den Lehrstühlen aller unserer Hochschulen herrschend geworden. Nicht allein daß der

Unterricht erst dadurch eine wahrhaft belebende Kraft gewann — denn jeder Unterricht in einer todten Sprache behält etwas Todtes — die deutschen Universitäten konnten auch erst, indem sie ihre eigene Sprache redeten, zu dem vollen Bewußtsein ihres nationalen Charakters und zu einer tieferen Wirksamkeit auf die Nation gelangen.

Jene die geistigen Kräfte Deutschlands regenerirende Richtung der Studien, auf den alten Universitäten oftmals im Kampfe mit dem besonders von den theologischen Fakultäten festgehaltenen Herkommen stehend, begegnete sich vielfach mit den politischen Reformen, welche der große Churfürst in dem brandenburgisch-preußischen Staate durchgeführt hatte. Pufendorf und Leibniz sind deßhalb später mit diesem Staate in Verbindung getreten, und auch Thomasius wandte sich, als er zu Leipzig in Streitigkeiten gerieth, erst nach Berlin, dann nach Halle. Er war die nächste Veranlassung, daß dort eine neue Universität im Jahre 1694 errichtet wurde. Seine philosophischen und juristischen Vorträge gaben den Anfängen dieser Hochschule einen ungewöhnlichen Glanz, und nicht minder bedeutend war die Wirksamkeit des trefflichen August Hermann Franke, der gegenüber dem starren Dogmatismus der lutherischen Theologen für ein praktisch lebendiges Christenthum eintrat. Bald übte Halle auf die Nation einen Einfluß, wie man ihn seit der Blüthezeit Wittenbergs keiner anderen deutschen Hochschule nachrühmen konnte. Schon im ersten Jahrzehnt brachte es die Universität auf 2000 Studirende; es befestigte sich wieder der Glaube, daß nicht allein im Auslande, sondern auch in Deutschland selbst eine höhere geistige Bildung zu erlangen sei.

Der außerordentliche Erfolg der neuen Hochschule führte vierzig Jahre später zur Gründung der Universität Göttingen.

Nicht ein nationales, vielmehr recht eigentlich ein Sonderinteresse bewog König Georg II. von England zu dieser Stiftung. Er wollte eine Hochschule in das Leben rufen, welche seinem königlichen Namen in seinen deutschen Erblanden Ehre mache und Halle wo möglich übertreffe; zu einer glänzenden Ausstattung derselben bot er deshalb die reichsten Mittel. Halle war das Vorbild der neuen Hochschule, aber während dort bereits eine rückgängige Bewegung eingetreten war, die sich am deutlichsten in der Vertreibung des Philosophen Christian Wolf kundgab, ging man in Göttingen entschieden in der freieren Richtung der Studien vor. Der Grundsatz uneingeschränkter Lehrfreiheit wurde angenommen und mit Consequenz aufrecht erhalten: dadurch hauptsächlich wurde Göttingen bald mehr, als eine bloße Landesuniversität, und stellte mit der Zeit alle anderen deutschen Hochschulen in den Schatten.

Nicht so schnell, wie Halle, blühte Göttingen auf, aber seine Blüthe war um so kräftiger und dauerhafter. Für lange Zeit blieb Göttingen der Mittelpunkt aller freien Forschung in Deutschland, und für alle Folge bewahrte es sich seine wissenschaftlichen Ehren. Die Göttinger Gelehrten wurden der Stolz unserer Nation, und nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem Auslande strömte Göttingen die lernbegierige Jugend zu. Hier haben zuerst die anderen Fakultäten neben der theologischen eine ganz freie Wirksamkeit entfaltet. Die Juristenfakultät schien längere Zeit fast zu dominiren, die historisch-philologischen Studien gewannen eine früher kaum geahnte Ausbreitung und Selbständigkeit, und die große Autorität Albrechts von Haller trug viel dazu bei, daß auch die medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien sich günstig entwickeln konnten. Indem der Forschung nach allen Seiten freier Raum gelassen

wurde, mußte sich mit Nothwendigkeit das Studium weithin ausdehnen und verzweigen. Man zählt über zwanzig neue Disciplinen, welche im Laufe des vorigen Jahrhunderts in Göttingen zuerst gelehrt sind, und die dann allmählich auch auf den anderen Universitäten Eingang fanden.

Das innerste Wesen der Göttinger Studien, welche auch durch literarische Production auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands einen mächtigen Einfluß übten, lag offenbar damals in der Erweiterung und methodischen Ordnung des Materials, in der Verbindung verwandter Disciplinen, vor Allem in der gründlichsten Erforschung des Details. Aber so sehr diese Studien Deutschland zur Ehre gereichten und so außerordentlich ihr Einfluß auf die weitere Entwickelung der deutschen Wissenschaft gewesen ist, eine unmittelbare Einwirkung auf das Gesammtleben der Nation haben sie nur in geringem Grade geübt; außerhalb der gelehrten Schichten haben sie die Geister nie recht ergriffen. Denn sie bewegten sich vorzugsweise in kosmopolitischen Anschauungen, und es fehlte ihnen jener warme Hauch des Idealismus, welchen nun einmal das geistige Naturell unseres Volkes nicht auf die Dauer entbehren kann. Mehr Befriedigung fand dieses Naturell in der schönen Literatur, welche gleichzeitig in Deutschland aufblühte und allmählich zu der herrlichsten Entfaltung gedieh. Auch sie war von den Universitäten zum großen Theil ausgegangen, war vielfach von ihnen beeinflußt und gefördert worden, aber sie hat doch ihre eigene besondere Entwickelung gehabt, die hier zu verfolgen mir fern liegt. Nationale Regungen fehlten zwar dieser schönen Literatur nicht, aber im Ganzen war doch auch sie, wie die gelehrte, von kosmopolitischen Gedanken erfüllt.

Friedrich der Große hat bekanntlich für den Aufschwung der

deutschen Literatur, so sehr sie sich gerade an seine Persönlichkeit anschloß, kein Verständniß gewonnen, und eben so wenig begriff er, so hoch er sonst die Wissenschaft schätzte, die wahre Bedeutung der deutschen Hochschulen. Man muß es als ein Glück ansehen, daß er ihnen nicht sehr nahe getreten; denn Alles weist darauf hin, daß er nur den Unterricht auf eine elementare Stufe zurückgedrängt und einseitig die äußere Ausbildung für den Staatsdienst in das Auge gefaßt haben würde. Auch bei anderen Regenten walteten damals in Bezug auf die Hochschulen ähnliche Utilitätsrücksichten ob und führten meist dann zu ebenso ausgedehnten, wie unfruchtbaren Reglements. Fortschreitend auf solchen Wegen, wäre man mit Nothwendigkeit zur Auflösung der Universitäten in Fachschulen für den Staatsdienst gekommen.

Vielleicht Niemand hat mehr dieser Gefahr vorgebeugt, als Immanuel Kant. Indem er der deutschen Philosophie neues Leben gab, faßte er die zerfahrenen und verästelten gelehrten Studien durch die Macht der Ideen wieder zusammen und erfüllte zugleich das ganze wissenschaftliche Leben mit hoher sittlicher Würde. Erst jetzt befestigte sich recht die Ansicht, daß die philosophischen Studien nicht so sehr der Anfang, wie die Höhe, gleichsam Kern und Stern aller Universitätsbildung seien, daß die deutsche Wissenschaft gerade durch sie eine Vertiefung erreiche, welche in den verwandten Anstalten anderer Völker man schon zu vermissen begann; von einer Zertheilung der Universität in Fachschulen konnte dann kaum noch ernstlich die Rede sein. Kants Wirksamkeit gab der kleinen Universität zu Königsberg eine Bedeutung ohne Gleichen: auf alle Disciplinen machte sich hier der Einfluß der neuen Philosophie geltend; bald wurde diese auch auf den anderen deutschen Hochschulen verbreitet, auch auf

den katholischen, wo inzwischen die Herrschaft der Jesuiten zu Ende gegangen war.

Wie ein Bindemittel der Universitätsstudien, war Kants kritischer Idealismus auch ein solches für die deutschen Universitäten selbst geworden. Und zugleich begann die Philosophie alle denkenden Köpfe der Nation zu beschäftigen und gab damit erst allen geistigen Bestrebungen derselben wieder festeren Zusammenhang. Jena erhielt nur dadurch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine so große Bedeutung, daß die überkommenen Universitätsstudien hier durch lebendigsten Betrieb der Philosophie und unter dem Einfluß der schönen Literatur in eine früher nie gekannte ideale Höhe erhoben wurden. Es ist bezeichnend, daß Schiller, der durch den Schwung seiner Gedanken und die Gluth seiner Sprache die Nation wie kein anderer fortriß, gerade dort einen Lehrstuhl gefunden hat.

Während das geistige Leben der Nation so einen immer mächtigeren Aufschwung nahm, sank sie politisch tiefer und tiefer. Die französische Revolution erschütterte das alte morsche Reichsgebäude, bald brach es ganz zusammen, und die auseinander gerissenen deutschen Staaten waren in ihrer Ohnmacht der Willkür des fremden Eroberers preisgegeben; selbst der Staat Friedrichs des Großen wurde so gut wie vernichtet. Es ist uns jetzt fast unerklärlich, mit welcher Gleichgültigkeit nicht nur die Masse, sondern gerade auch die durch Bildung hervorragendsten Klassen unseres Volkes den Umsturz aller Verhältnisse, die Zerreißung jedes nationalen Verbandes ansahen. Es war als ob die tüchtigsten Männer in Deutschland, ganz in literarische Bestrebungen versenkt, alles Gefühl für die ersten und nächsten Bedingungen einer nationalen Existenz verloren hätten. Erst die tiefste Noth rüttelte die Deutschen aus der politischen Erschlaffung

auf, und die Noth kam auch an die Universitäten. Mehrere von diesen waren sang- und klanglos zu Grabe getragen, und auch auf den erhaltenen verminderte sich zusehends die Zahl der Studirenden. In den Vorlesungen, welche Steffens im Winter 1808 zu Halle über die Idee der Universitäten hielt, sprach er unumwunden aus, daß der Verfall der Hochschulen mit dem Verfall der Nation gleichen Schritt halte.

Um dieselbe Zeit hielt Johann Gottlieb Fichte, als er in Folge theologischer Händel seine Professur in Jena aufgegeben hatte, in Berlin seine Reden an die deutsche Nation vor einem in jedem Betracht erlesenen Kreise; diese Reden waren aber zugleich für den gebildeten Theil der ganzen Nation ohne allen Unterschied der Staaten und Stämme bestimmt und wurden deshalb schnell auch durch den Druck verbreitet. „Ich rede“, sagte er, „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse in der einen Nation gemacht haben. — Ich erblicke im Geiste die durcheinander verwachsene Einheit, in der kein Glied irgend eines anderen Gliedes Schicksal für ein ihm fremdes Schicksal hält, die da entstehen soll und muß, wenn wir nicht ganz zu Grunde gehen sollen — ich erblicke diese Einheit schon als entstanden, vollendet und gegenwärtig dastehend.“ Ohne allen Rückhalt legte Fichte den tiefen Fall der Nation dar. „Besiegt sind wir“, sprach er, aber er fügte hinzu: „Ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem anderen Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.“

Mit schneidiger Schärfe stellt Fichte die Frage über weitere Existenz oder Nichtexistenz der deutschen Nation. „Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange, bis ihr, durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache, euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer und sehet noch, unter euch und um euch herum, ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht." Der Hauptgegenstand dieser Rede ist bekanntlich die Nothwendigkeit einer nationalen Erziehung der Deutschen zu erweisen, und darin ist eingeschlossen, daß auch von der Universitätsbildung als der höchsten ein nationaler Charakter gefordert wird. Diese Reden bezeichnen den wichtigen Wendepunkt, wo sich die deutsche Wissenschaft von dem vagen Kosmopolitismus eben so entschlossen losriß, wie es die nationale Idee mit Entschiedenheit erfaßte.

Welchen Eindruck Fichtes Worte in den bestimmenden Kreisen des preußischen Staates gemacht hatten, zeigte die Gründung der Universität Berlin. In der an König Friedrich Wilhelm III. gerichteten Denkschrift Wilhelms von Humboldt, durch welche zuerst dem schon früher gehegten Gedanken feste Gestalt gegeben wurde, ist auf das Bestimmteste ausgesprochen, daß es sich bei der neuen Lehranstalt um eine Sache der National-Erziehung und Bildung handle, daß das Interesse des ganzen Deutschlands in Frage komme. In diesem Sinne ist die Uni-

versität Berlin begründet, und Fichte war der erste gewählte Rektor. Den Charakter der neuen Hochschule hat freilich noch mehr, als er, Friedrich Schleiermacher bestimmt, der in patriotischer Begeisterung ihm nicht nachstand und die Aufgabe der Studien gleich hoch faßte, aber geeigneter war Verhältnisse zu regeln, bei denen es mehr auf eine Reform, als eine Revolution des bisherigen Universitätswesens abgesehen war. Die Universität Berlin hat vielfach an Ueberlieferungen Halles angeknüpft, von wo mehrere der bedeutendsten Lehrer berufen wurden; sie hat die eigenthümlichen Vorzüge Göttingens und Jenas mit Glück zu verbinden gesucht; aber das Wichtigste blieb doch, daß der nationale Gedanke der neuen Universität gleichsam eingeboren war und sie diesen Ursprung um so weniger vergessen konnte, als sie in der Hauptstadt eines Staates bestand, auf dem fortan zum größten Theile die Geschicke Deutschlands beruhten. Nationale Motive, wie sie bei der Gründung der Universität Berlin wirksam waren, haben später auch die Universität Bonn in das Leben gerufen; der Name Ernst Moriz Arndts war eine Signatur für Bonn, wie Fichtes Name für Berlin.

Aber der nationale Gedanke hatte inzwischen auch die älteren Hochschulen ergriffen — am lebendigsten wohl Jena — und unter dem Einfluß desselben wurden sie alle mehr oder weniger umgestaltet. Diese Umgestaltung wurde zugleich eine Annäherung in allen wesentlichsten Punkten. Auch unsere altehrwürdige Universität erfuhr bei ihrer Verlegung nach Baierns Hauptstadt eine durchgreifende Reform, die einer Neubegründung fast gleich kam. Göttingen sollte nach dem Willen König Ludwig I. zunächst Münchens Vorbild sein und wurde es; aber daneben lassen sich Jenenser Einflüsse nachweisen. Besonders Schelling und Thiersch haben sich dann um die Umbildung der alten Lehr=

ordnungen verdient gemacht, und es waren, wie Thiersch selbst sagt, „die Götter der Freiheit und der Selbstbestimmung," an welche sie sich wandten.

Mögen auch einzelne Irrungen später noch eingetreten sein, im Ganzen haben sich doch in den letzten Jahrzehnten die deutschen Universitäten immer mehr über ihre gemeinsamen Aufgaben verständigt und die gleichen oder doch verwandte Wege eingeschlagen, um sie zu lösen. Wer jetzt von einer unserer Hochschulen zur anderen zieht, mag in der reichlicheren oder spärlicheren Ausstattung der Lehrmittel, in dem Ueberwiegen dieser oder jener Fakultät durch besonders begabte Lehrer, in manchen äußeren Ordnungen Unterschiede wahrnehmen, aber überall wird er eine Vereinigung von Lehrern und Schülern aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes finden, überall die deutsche Sprache auf dem Katheder, überall die deutsche Wissenschaft in ihrer Verbindung von philosophischer Speculation und methodischer Detailforschung, überall eine Lehr- und Lernfreiheit, wie sie die Hochschulen anderer Länder nicht kennen. So ist der deutsche Charakter allen unseren Universitäten gleichmäßig aufgeprägt, und gemeinsam arbeiten sie für die höchsten Bildungszwecke der Nation. Was die Universitäten im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts dem deutschen Volke zu werden versprachen, das sind sie in Wahrheit erst jetzt ihm völlig geworden. Es bedurfte dazu der für den Gebrauch der Wissenschaften durchgebildeten Sprache, einer umfassenden Literatur, der Freiheit und Methode der Forschung und der Macht des nationalen Gedankens. Das Alles besitzen jetzt unsere Universitäten, zum großen Theil als ihren mit schwerer Arbeit gewonnenen eigensten Erwerb.

Wie tief die nationale Idee unsere Universitäten ergriffen hat, ist bei vielen Gelegenheiten zu Tage getreten. Als es galt

Deutschland von der Fremdherrschaft zu befreien, hat die studirende Jugend sich sogleich begeistert zu den Waffen gedrängt, und Gleiches haben wir jüngst erlebt, als Deutschlands Ehre frevent-lich angetastet wurde. Sobald sich nur irgendwo Hoffnungen für ein in seiner Einheit mächtiges Deutschland zeigten, übten sie stets auf die akademischen Kreise eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Nicht immer hat sich der nationale Patriotismus auf den Universitäten in den Schranken gehalten, wo er heilsam wirkte. Unvergessen sind aus einer krankhaften Zeit, wo sich die Nation in ihrem natürlichen Entwickelungsgange gehemmt sah, Ausschreitungen und Verirrungen der akademischen Jugend, welche für das ganze Universitätsleben sehr bedrohliche Maßregeln des deutschen Bundes herbeiführten. Leichter, als es zu erwarten, war, haben unsere Hochschulen die ihnen von der einen und der anderen Seite drohenden Gefahren bestanden, ohne sich in ihren patriotischen Bestrebungen beirren zu lassen.

Man hat nicht selten besorgt, daß die nationale Idee den Studien der Hochschulen, da die Wissenschaft an sich ja über jede volksthümliche Beschränktheit hinausweist, eine einseitige Richtung geben könnte. Wie unbegründet solche Besorgniß ist, zeigt hinreichend die überaus glänzende Entwickelung der Naturwissenschaften an unseren Universitäten gerade in der letzten Zeit, obwohl doch diese Studien eine durch die Volksthümlichkeit beschränkte Auffassung am wenigsten zulassen. Und welche Förderung ist andererseits den sogenannten Geisteswissenschaften dadurch geworden, daß erst unter dem Einfluß der nationalen Idee das Studium der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts, der deutschen Sprache und Literatur, wie der deutschen Kunst auf den Hochschulen seine volle und ganze Bedeutung gewann! Diese auf die Erkenntniß unserer eigenen Volksthümlichkeit unmittelbar ge-

richteten und mit so außerordentlichem Erfolg auf unseren Hochschulen getriebenen Studien haben auch weit über dieselben hinaus bereits eine ungeahnte Wirkung erlangt: erst durch sie ist zum großen Theil das bewirkt worden, was Fichte mit der deutschen Nationalerziehung bezweckte, und unter ihren Einflüssen haben sich fast alle die Männer gebildet, in deren Händen jetzt Deutschlands Geschicke liegen.

Die deutschen Hochschulen können sich ohne Ueberhebung dessen bewußt sein, daß sie wesentlich dazu beigetragen haben, wenn sich das deutsche Volk seines Werthes und seiner Kraft nun endlich vollbewußt geworden ist. Es scheint ein Ziel erreicht, dem sie auf ihre Weise durch Jahrhunderte zugestrebt haben, aber an diesem Ziele erwachsen ihnen ohne Zweifel noch höhere Aufgaben. Wie es vom Einzelnen gilt, daß eine bevorzugte Stellung die Ansprüche an ihn nur steigert, so auch von den Völkern. Je machtvoller ein Volk dasteht, desto mehr schuldet es der Menschheit, und nur im steten Ringen nach Vervollkommnung wird es sich auf der Höhe erhalten. Wie leicht eitle Selbstgenügsamkeit zu Fall bringt, sehen wir jetzt in erschreckender Weise an einer hochbegabten Nation, welche für die Welt früher so Großes geleistet und der wir selbst so viele geistige Anregungen, auch das erste Vorbild unserer Universitäten, verdanken. Welche seiner Stellung würdige Aufgaben sich aber auch fortan unser Volk setzen möge, es wird sie nicht zu lösen vermögen, ohne daß es in geistiger Bildung mehr und mehr erstarke — und dahin zu wirken wird vor Allem der Beruf der Universitäten sein.

Es wird nicht an Stimmen fehlen, welche bei den neuen

Verhältnissen der Nation auch eine Umgestaltung der Hochschulen von Grund aus fordern. Manche Schäden unseres jetzigen Universitätswesens sind ja längst offenkundig, und es hat auch nicht an Aerzten gemangelt, die sich zur Heilung anboten. Aber die Erfahrung spricht wohl dafür, daß man der gesunden Natur der Hochschulen vertrauen darf, welche die Schäden vielleicht etwas langsam, aber doch am vollständigsten selbst ausheilen wird; eine gewaltsame durchgreifende Kur ist gewiß nicht nur überflüssig, sondern vielmehr im höchsten Grade gefährlich.

Nichts ist namentlich bedenklicher, als die schon früher verlautete Forderung, daß die Universitäten einer deutschen Centralbehörde zu unterstellen seien. Die Geschichte unserer Hochschulen ist mit der Geschichte der Fürstenhäuser, denen sie ihre Entstehung verdanken, auf das Innigste verflochten; tausend Pflichten der Dankbarkeit und Pietät knüpfen sie an ihre hochherzigen Begründer und Erhalter. Diese Bande lockern hieße die Universitäten ihrer Geschichte und damit großentheils der sittlichen Grundlage ihrer Existenz berauben, überdieß die Gefahr herauf beschwören, daß das individuelle Leben, ohne welches alle Freiheit nur ein leerer Name ist, in ihnen ertödtet werden könnte. Und wie viel verdanken sie nicht dem edlen Wetteifer der deutschen Fürsten und Regierungen in der möglichst reichen Ausstattung ihrer Lehrmittel? Noch die letzte Zeit gibt davon glänzende Beispiele, und sicher wird die Zukunft immer neue bieten.

Verwerflich ist auch die oftmals ausgesprochene Ansicht, daß die kleineren Universitäten einzuziehen seien, weil sie neben den größeren sich doch kaum behaupten könnten und nur unfruchtbare Ausgaben verursachten. Sollte es Hochschulen geben, welche nur den eitlen Titel derselben tragen, ohne den berechtigten Ansprüchen an solche Anstalten entsprechen zu können, so wird Niemand für

die Existenz derselben eintreten wollen. Aber unsere meisten kleineren Universitäten, wenn nicht alle, zeigen sich solchen Ansprüchen vollauf gewachsen, und mehr als einmal ist gerade von einer unter ihnen ein mächtiger Anstoß für das ganze geistige Leben der Nation ausgegangen. Ueberdieß lehrt die Geschichte, wie schnell oft von unscheinbaren Anfängen eine Universität zu großer Blüthe gedeiht, während größere wohl ebenso schnell verfallen. Auch ist längst anerkannt, daß die weniger überfüllten Hochschulen gewisse eigenthümliche Vorzüge vor jenen haben, wo eine große Zahl häufig wechselnder Zuhörer dem Lehrer die persönliche Einwirkung erschwert.

Unsere Universitäten, wie sie im Laufe der Zeit in steter Verjüngung sich entwickelt haben, werden auch den neuen Verhältnissen der Nation zuversichtlich entsprechen. Man lasse ihnen nur ihre bisherigen Privilegien und Rechte, vor Allem die Lehrfreiheit, weitaus ihr kostbarstes Recht; man gewähre ihnen die erforderlichen Mittel, um auch gesteigerten Ansprüchen zu genügen; alles Andere wird man getrost dem Geiste, der in ihnen mächtig ist, überlassen dürfen. Der nationale Sinn wird in ihnen gewiß eher sich festigen, als erschlaffen, aber neben demselben wird sich ein kräftiger Individualismus behaupten, der Nation nur eine Gewähr mehr für die Freiheit und den Reichthum ihrer geistigen Bestrebungen. Allem Anschein nach werden die einzelnen Disciplinen eine immer breitere Entwickelung gewinnen, aber die deutschen Universitäten dürfen und werden es nie vergessen, daß ihre größten bisherigen Leistungen darin wurzeln, daß sie die philosophischen Studien als das Band der einzelnen Disciplinen stets festgehalten haben; sie werden sich der Einsicht nicht verschließen, daß jede Abschwächung der philosophischen Studien nur ein Schritt zur Auflösung der Hochschulen in Fachschulen sein

müßte. Vor Allem beruht freilich die gedeihliche Zukunft unserer Hochschulen darauf, daß die Lehrer und die Lernenden sich stets gegenwärtig halten, daß die neue Zeit nicht nur an ihre Gemeinschaft, sondern auch an jeden Einzelnen selbst neue und höhere Anforderungen stellt.

Wir leben in einem Jahrhundert, wo die alten Ordnungen und Zustände beseitigt sind, ohne daß bisher neue geschaffen, deren Festigkeit sich erprobt hätte. Wir hoffen jetzt in Deutschland den Grund gewonnen zu haben, auf welchem sich zum Heil der ganzen Nation und zum Segen aller ihrer Theile sicher bauen läßt. Was uns zumeist jetzt von Nöthen ist, sind positive Geister von fester Ueberzeugung, schöpferischer Kraft und starkem Charakter. Wir brauchen solche auf allen Gebieten des Lebens, vor Allem auf denen, für welche die Universitätsstudien bilden. Wir brauchen Theologen, welche unserem Volke, dessen Ruhm, wie vor Zeiten, noch heute Gottesfurcht ist, den rechten Weg zum Seelenheil weisen; das geeinte Deutschland muß nach einem wahren Religionsfrieden verlangen, nachdem das gespaltene mehr als dreihundert Jahre den Religionshader offen oder im Geheimen genährt hat. Wir brauchen Rechtsgelehrte und Staatsmänner, die neue Lebensformen schaffen, welche den sittlichen Anschauungen der Nation entsprechen und in welchen sie in ihrer Gesammtheit und in ihren Besonderheiten sich heimisch fühlt. Wir bedürfen Gelehrte in allen Zweigen der Wissenschaft, welche in ihren Leistungen die gesteigerte Geisteskraft der Nation vor der Welt documentiren, und Schulmänner, welche mit den gemehrten Schätzen der Wissenschaft eine neue Generation erziehen, zu Größerem bestimmt, als der dahinsterbenden beschieden war. Werden diese Bedürfnisse von Allen empfunden, welche unseren Hochschulen angehören, so läßt sich mit Sicherheit hoffen, daß die

deutschen Universitäten in Zukunft nicht minder, als bisher, allen geistigen Aufgaben der Nation gewachsen sein werden.

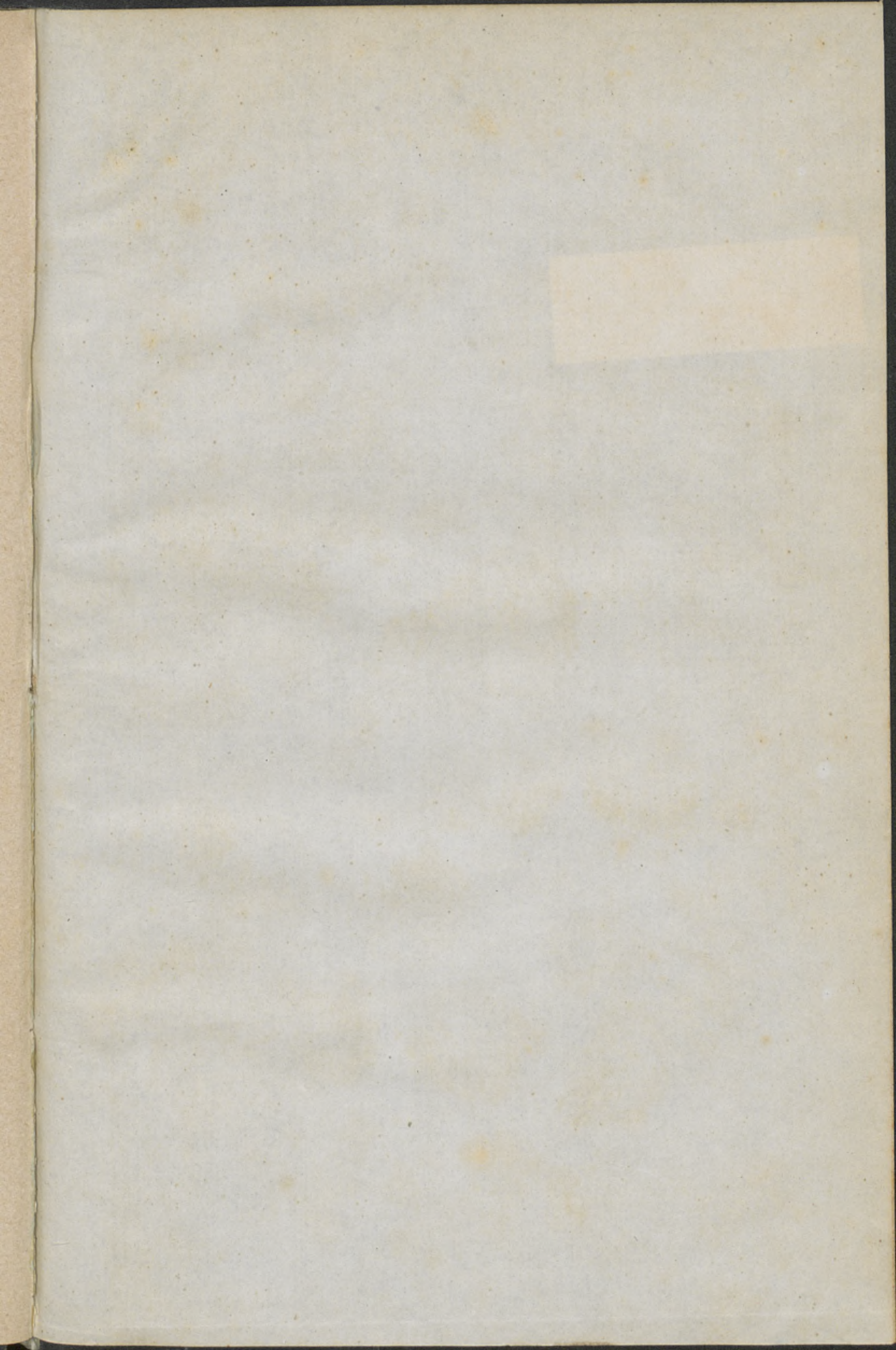
Ganz Deutschland hat dankbar anerkannt, wieviel zu den glänzenden deutschen Kriegserfolgen dieser Tage der hochherzige Entschluß unseres Königs und die Tapferkeit des baierischen Heeres beigetragen. Ganz Deutschland weiß, daß ohne die patriotische Begeisterung und Opferwilligkeit von Baierns König und Baierns Volk die ersehnte Einigung der Nation nicht zu erreichen war. Mögen spätere Geschlechter einst von der Universität in Baierns Hauptstadt rühmen, daß sie in der großen Zeit nationaler Wiedergeburt Geister geweckt, deren Wirken nicht Baiern allein, sondern dem ganzen Deutschland Gewinn gebracht.

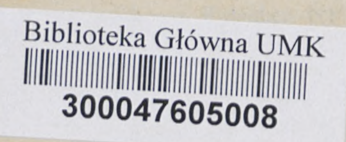
Eine große Ernte reift, viele Arbeiter sind nöthig: auch Ihre Kraft, meine jungen Freunde, wird das deutsche Vaterland in Anspruch nehmen. Wo und wie dies auch geschehen möge, Deutschland wird in Ihnen — in dieser Hoffnung schließe ich meine Rede — seine rechten Söhne finden.

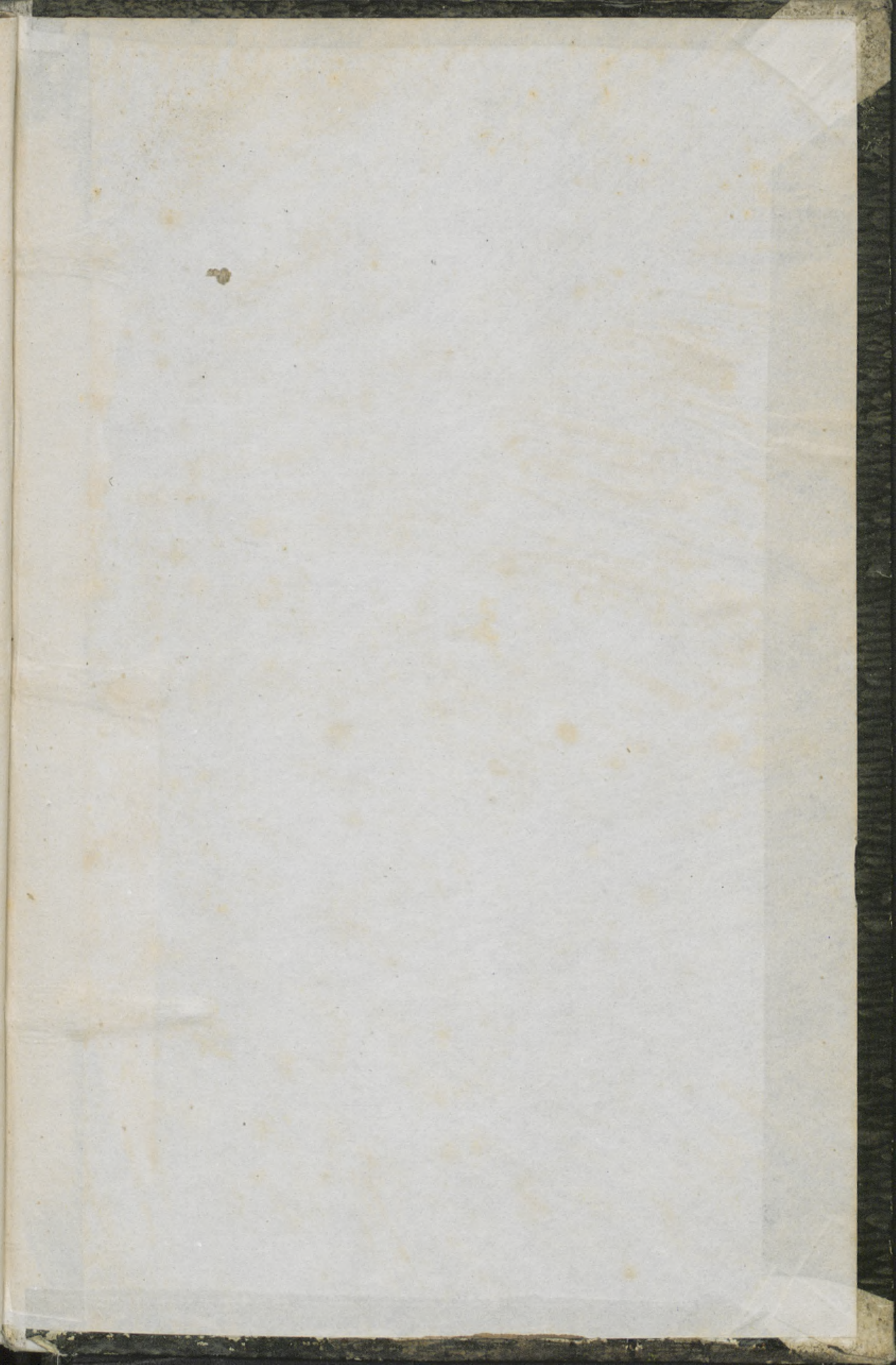
27539

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.






Biblioteka Główna UMK
300047605008




BIBLIOTEKA
VNIWERSYTECKA
27539
W TORVNIV


Biblioteka Główna UMK
300047605008